

Rudolf Wackernagel

Autor(en): Martin Wackernagel

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1930

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/3add7d81-95ff-4951-8c5a-743d38063e73>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Rudolf Wackernagel.

Von Martin Wackernagel.

Mit den nachfolgenden Ausführungen soll die im Basler Jahrbuch 1926 erschienene, von R. Thommen verfaßte Biographie Rudolf Wackernagels durch eine aus Erinnerungen der Nächstehenden geschöpfte Darstellung der Persönlichkeit und ihres engeren Lebenskreises ergänzt und nach einigen Richtungen weiter ausgeführt werden.

Die ursprüngliche Absicht, diese Lebens- und Wesensschilderung, zusammen mit einer Auswahl aus dem brieflichen und literarischen Nachlaß, in Buchform erscheinen zu lassen, wurde aufgegeben, da die Redaktion des Basler Jahrbuchs sich freundlicher Weise bereit erklärte, die einzelnen Teile des geplanten Gedächtnisbuchs abschnittsweise zu veröffentlichen und zunächst einmal die biographische Einleitung, in Erinnerung an den Neubegründer und langjährigen Mitherausgeber des Jahrbuchs, in dessen Jubiläumsband 1929 einzufügen.

Rudolf Wackernagel hat selbst s. Z., als eine seiner ersten Veröffentlichungen, die schicksalreiche Jugend seines Vaters in einem kleinen Buche dargestellt („Wilhelm Wackernagels Jugendjahre“, Basel 1885). Auch seine eigenen Jugendjahre böten wohl durch allerlei hübsche und eigenartige Episoden Stoff zu einer einläßlicheren biographischen Darstellung. Diese Jugendzeit ist aber dann früher, als es seinem Vater einst vergönnt war, in die „Mannesjahre“ seßhaften, festbeamteten Wirkens eingemündet. Und mit diesem Zeitpunkt erst nimmt die folgende Schilderung ihren Anfang.

Die Erscheinung und Entfaltung von Rudolf Wackernagels persönlichem Leben findet, von den ersten Mannesjahren bis zum Ende, ihre allgemeinste Gliederung in dem äußeren Rahmen dieses Lebens, in der dreimal, nach jeweils rund 15jährigem Bestand, sich verändernden, zuletzt in eins zusammenfallenden Wohn- und Arbeitsstätte.

Der kleine „Eptingerhof zu St. Martin“, im alten Rathausgarten, also in engster Nachbarschaft der damaligen Archivräume gelegen, dann seit 1894 das Wackernagelsche Elternhaus, der „Hintere Wirttenbergerhof“ im Brunn-
gäßlein. Endlich der nach dem Tode der Schwiegereltern zunächst zeitweilig, seit 1910 dauernd bezogene edle Landsitz Wenkenhof bei Riehen, das sind diese drei Standquartiere, deren Bilder, zusammen mit den damit verknüpften Lebensabschnitten, hier aufzuzeichnen uns zunächst obliegt. Szenarien, die zum Teil überhaupt nicht mehr, zum Teil nur noch in verstümmelter oder stark veränderter Gestalt erhalten sind, die wir also in ihrer ursprünglichen Erscheinung aus der Erinnerung aufzurufen und zu schildern versuchen müssen.

Da, wo heute die reichgegliederte Gebäudegruppe des Staatsarchivs sich ausdehnt, bestand vordem ein großer alter Garten, und an seinem oberen Ende lag, mit dem Rücken an die Brandmauer der Bisherschen Fabrik angelehnt, mit dem Gesicht auf den Garten und die über diesem hochauftieigende Martinskirche hinausblickend, ein kleines einstöckiges Haus, vier Fenster breit, nur eine Zimmerlänge tief, die Front durch einen kleinen Siebel mit zwei Kammerfenstern bekrönt. Eine freilich sehr bescheidene, aber doch auch höchst idyllische Behausung, und jedenfalls wie geschaffen für den jungen Staatsarchivar, der bald nach seiner definitiven Ernennung sich verheiratet hatte und nun, im Spätherbst 1880, hier einzog.

Schon die Möglichkeit, von der Wohnung aus mit wenigen Schritten im Archiv zu sein, und also auch außerhalb der Dienststunden jederzeit ohne Mühe sein Amtszimmer aufsuchen zu können, war ein Vorzug, den er in späteren Jahren oft sehr entbehrt hat. Dann aber die gerade in ihren winzigen Ausmaßen so intime und behagliche Wohnung, und als deren ideale Ergänzung der neben der Enge des Hauses doppelt weiträumig erscheinende Garten. Gegen Martinsgasse und Kirchplatz zu war dieser Bezirk durch eine

hohe Mauer traulich umschlossen, während man auf den anderen Seiten über niedrige Brüstungen in das schluchtartig enge Martinsgäßlein, auf tiefliegende Hinterhöfe des Rathhauses und andere malerische Winkel hinter dessen Nachbargebäuden hinunterschauen konnte. Der Garten selbst ein vielteilig abwechslungsreiches und doch wohl-disponiertes Ganze, mit altmodisch geraden, buchsumränder-ten Wegen und einer langen Rebenlaube, daneben größere und kleinere Rasenstücke, umrahmt von Blumenrabatten, großen Rosenbüschen und mancherlei fruchtreichen Obst-bäumen. Längs der Rathhausseite ein buschiges Wäldchen und zunächst dem Haus eine Gruppe mächtiger alter Tannen, als schattendunkle Umrahmungen des offenen Garten-bereichs, zu dessen Inventar auch ein efeuumranktes Ra-binetten und dahinter, in der schattigen Ecke eingebaut, ein fröhlich sprudelnder Röhrenbrunnen gehörte, sowie ein steinerner Renaissancetisch mit Bank, der heute, als einziger Überrest der alten Gartenherrlichkeit, in einem rückwärtigen Rathaushof sein trauriges Dasein fristet.

Wie wertvoll und wohlthuend war nun der Besitz dieses Gartens dem an sonstiger freier Bewegung doch sehr behin-derten Archivar, welche Erfrischung für ihn, nach der müh-seligen Tagesarbeit, nach Altstaub und augenmörderischer Urkundenlektüre sich hier in stiller Abendkühle und Blumen-duft ergehen zu können, welcher köstlicher Rahmen für Fa-milienleben und zwanglose Geselligkeit, welcher ein Paradies für die allmählich herein- und heranwachsende Kinderschar: ein Spielparadies für alle Altersstufen, das sich überdies durch die angrenzenden Gebäulichkeiten des Rathhauses, einen riesigen Holzspeicher, geheimnisvoll lockendes Ge-winkel dunkler Höfe, Wendeltreppen, offener Rumpel-kammern und über die weitverzweigten Dachböden des Rathhauses hin fast ins Unendliche ausdehnte.

Als Illustration hierzu sei ein damals entstandenes kleines Gedicht mitgeteilt:

In meines Hauses Garten hier,
Wo hoch und still die Kirche steht —
Wo durch der Bäume dichtes Laub
Des Abendwindes Rauschen geht —

Und wo beim alten Sittertor
Das Brunnlein plätschert fort und fort,
Ein selig Träumen mich umfängt
An diesem grünen stillen Ort.

Und träumend weil' ich lange da
Und denke mich in alte Zeit
Und denke, wie in mir so reich
An Glück die schöne Wirklichkeit.

Im Rückblick auf jene Jahre ist es uns tröstlich zu denken, daß Wackernagel, dem ein körperliches Gebrechen manches peinliche Hemmnis auferlegte, wie zum Ausgleich dafür durch ein gütiges Geschick von allem Anfang an in so ungewöhnlich glückliche Lebensumstände hineingeführt war: mit kaum 24 Jahren schon, wo auch dazumal wohl nur wenige, heute aber kaum ein einziger Angehöriger akademischer Berufe sich solches hätte träumen dürfen, besaß er ein festes, ehren- und ausichtsreiches Amt, eine geliebte Frau und noch obendrein die — jedenfalls für seine romantisch poetischen Maßstäbe — idealste Amtswohnung, die der Staat Basel überhaupt zu vergeben hatte.

Wir dürfen aber auch sagen, daß wohl nicht Viele es verstanden hätten, die in so jungen Jahren eine nach der anderen empfangenen Gegebenheiten in so zielbewußter, so intensiver, so persönlicher Weise zu erfassen und auszuschöpfen.

Was in dem seiner Anstellung vorausgegangenem Gutachten ihm zuerkannt worden war: konzentrierte Arbeitslust und ein ebenso pünktliches wie expeditives Arbeiten, — diese Eigenschaften hat Wackernagel nicht nur in seiner amtlichen Tätigkeit, als Staatsarchivar und gleichzeitig, fast

zwei Jahrzehnte hindurch, als Sekretär des Regierungsrates, von allem Anfang an in vollstem Maße erwiesen, sondern darüber hinaus auch durch eine unablässig regsame Betätigung in außerdienstlichen Arbeiten und Unternehmungen verschiedenster Art. Ein Gesamtpensum, das freilich nur dadurch zu bewältigen möglich war, daß Wackernagel fast regelmäßig schon in der frühesten Morgenstunde, beim Fünfuhrläuten der Martinskirche, seinen Arbeitsplatz im Rathaus aufsuchte, um vor Beginn des Dienstes schon ein tüchtiges Stück anderer Arbeit hinter sich zu bringen. Er ist dann auch späterhin, als die Last des Amtes erheblich reduziert war, dieser Lebensgewohnheit des Früharbeitens, selbst in den Wintermonaten und bis ins Alter hinein treu geblieben.

Gleichwohl scheint es erstaunlich, was alles schon im Verlauf der ersten anderthalb Jahrzehnte seiner Amtstätigkeit in dem Lebens- und Schaffensbereich des jungen Archivars Eingang und gestaltende Verwirklichung fand: neben den laufenden Amtspflichten in Archiv und Regierungsrat die mühevoll vorbereitete des Urkundenbuches (I. Band erschien 1891) und ein früh einsetzendes, mehr und mehr hervortretendes Wirken in der Historischen Gesellschaft, an deren Vortragspult und Kommissionstisch. Sodann für eine weitere Öffentlichkeit die Darstellung der Jugendjahre seines Vaters (1885) und das Rathausbuch (1886), als fortlaufende Leistungen aber die initiative Mitarbeit an der Herausgabe des Basler Jahrbuchs (seit 1879), sowie an der Leitung und Förderung der „Mittelalterlichen Sammlung“, bis zu deren glanzvollem Einzug in die Barfüßerkirche, deren Erhaltung und Adaptierung als „Historisches Museum“ ja vor allem der mitreisenden Propaganda Wackernagels zu danken ist.

Und wenn damit, wie auch in mehreren seiner ersten Vorträge und Aufsätze, die Ausdehnung des Interessenskreises über die politische und Kulturhistorie Basels ins Anti-

quarische und Kunstgeschichtliche hinein sich kennzeichnet, so muß endlich, nicht als Unwichtigstes, die Entfaltung seiner dichterischen Begabung hervorgehoben werden, die ihm nach kleineren, einem beschränkten Kreise zugeordneten Hervorbringungen — in lyrischer Poesie, im „Schreiber Giselbert“, in dem humorvollen Augster Spiel des „Oberrheinischen Antiquarius“ (1886) — den Aufstieg bereitete zu dem populären Ruhm des Festspieldichters von 1892 und zu dem im darauffolgenden Jahr im Stadttheater aufgeführten „St. Jakob“, das — trotz seiner in Basel etwelchen Anstoß erweckenden Gedankengänge — als eine dramatische Meisterleistung gelten darf.

Die „poetische Periode“ seines Lebens habe nun ihr Ende gefunden, meinte Wackernagel selbst beim Auszug aus dem freilich unvergleichlich poesievollen romantischen Gesilde des Rathausgartens (1894). Und wenn auch durch die keineswegs zurücktretende dichterische Produktion der Folgezeit diese Voraussage widerlegt wurde, es war doch ein neuer, wesentlich anders gefärbter Lebensabschnitt, in den der nun Vierzigjährige mit der Übersiedlung ins Brunn-
gäßlein hinübertrat. Das ganz unmittelbare harmonische Verbundensein von Leben und Arbeit, von Wissenschaft und Poesie innerhalb eines auch äußerlich zu so vollkommener Einheit zusammengeschlossenen Rahmens, in einer Atmosphäre, deren altertümlich-stimmungsreicher Zauber das historische wie das poetische Empfinden gleichermaßen in seinen Bann zog, damit war es in der Tat zu Ende.

Die nun eintretende örtliche Trennung von Archiv und Wohnung mußte auch gefühlsmäßig eine bisher kaum empfundene Trennung des amtlichen vom persönlich-familiären Leben herbeiführen, zumal auch der täglich viermalige Archivweg sich auf die Dauer als eine recht angreifende körperliche Belastung herausstellte.

Für die ersten Jahre freilich brachte aber gerade das Archiv selbst ihm eine Genugtuung, neben der jene Beschwer-

nisse und Konflikte noch völlig zurücktreten mußten. Denn jetzt, wo das in mehr als 15jähriger Arbeit durchgeführte Werk der inneren Organisation sich zum Abschluß rundete, durfte der Leiter dieses Werkes dem Archiv endlich auch einen Sitz errichten und einräumen, der dieses Institut nun erst eigentlich und in vollkommenem Maße zu dem werden ließ, was alle bisher geleistete Mühewaltung in den unzulänglichen, versteckten und verstreuten Räumlichkeiten doch nur gewissermaßen im Prinzip und auf dem Papier hatten vorbereiten und andeuten können, zu dem wohlgeformten, klar gegliederten Schatzbehälter und Werkzeug baslerischer Geschichtsforschung, als welches es in der Folge, auch weit über Basel hinaus, ein besonderes Ansehen gewonnen hat. Für Basel selbst bedeutete die Aufrichtung des stolzen Archivgebäudes (in Betrieb genommen 1899) — dessen räumliche Struktur Wackernagel auf Grund vielfältiger Erfahrungen und Erwägungen in Verbindung mit dem Architekten sorgsam durchgearbeitet hatte —, eine wahre Offenbarung: Der Begriff „Staatsarchiv“, allen Nichteingeweihten bisher kaum bekannt, trat damit auf einmal aus den dunklen Untergründen der Stadtverwaltung als eine selbständige, allen möglichen öffentlichen wie privaten Interessen dienende Institution überraschend und imposant genug ans Licht.

Daß dieser Bau, mit dem das archivalische Lebenswerk Rudolf Wackernagels seine monumentale Bekrönung und Rundbarmachung in aller Öffentlichkeit erhielt, gerade auf dem Areal des Rathausgartens erstehen und damit auch diesen ganzen erinnerungsreichen Schauplatz von Wackernagels leztvergangenem Lebensabschnitt unter sich begraben mußte, war wohl eine seltsame Schickung; aber jedenfalls half dieses Auftreten eines kraftvoll Neuen und Zukünftigen über der Stätte ausgetilgter Vergangenheit Wackernagel auch dazu, nunmehr ohne wehmütiges Rückblicken mit freudiger Entschlossenheit in die neue Lebensperiode hineinzuschreiten.

Inzwischen war überdies, als vollwertiger Ersatz für die geliebte, aber doch alsgemach recht eng gewordene Behausung im Rathausgarten, das große Elternhaus im Brunn-
gäßlein in Besitz genommen und mit Freude und Behagen eingerichtet worden. Und dieses neue Quartier hat für die private, häusliche Existenz Wackernagels und seiner Familie eine kaum minder bedeutende Entfaltung und Potenzierung aller Möglichkeiten gebracht, als sie seinem Archiv durch den bald danach begonnenen Neubau beschert wurde. Die sechs Kinder, die im Eptingerhof sich nach und nach einstellten, hatten wohl in dem dortigen großen Garten Spielraum zur Genüge gefunden; doch ihre Unterbringung in dem knappen Fassungsraum des Häusleins wurde ein immer schwierigeres Problem. Zur rechten Zeit bot nun das Brunn-
gäßleinhaus die nötige Weite für ihr Heranwachsen und für den später hinzukommenden jüngeren Sohn; bequemen Raum auch für die Gastfreundschaft und ausgedehnte Geselligkeit der Eltern. Der Hausherr selbst aber bekam jetzt endlich wieder sein eigenes und eigentliches Studierzimmer zurück, das in der Martinsgasse schon bald dem Familienzuwachs zum Opfer gefallen war; also daß der Amtschreibtisch im Staatsarchiv während der dienstfreien Stunden jahrelang auch für alle privaten, wissenschaftlichen wie belletristischen Arbeiten des Archivars hatte dienen müssen. Nun erst konnte er auch alle seine Bücherschätze und Kunstblätter-sammlungen, die in den letzten Jahren mit anderem Hausrat in einer Kammer des Rathaus-
estrachs disloziert waren, in schön geordneter bequemer Aufstellung um sich versammeln und recht in Gebrauch nehmen.

Überhaupt offenbarte doch dies altvertraute Elternhaus, in dem Wackernagel selbst die ganze Jugendzeit und noch das erste Jahr seiner Ehe verlebt hatte, in seiner vielräumigen, überaus behaglichen Anlage so manche Reize, die den Verlust des bisherigen Heims verschmerzen ließen.

Der zugehörige Garten war freilich ein enges, fast mit einem Blick zu überschauendes Reich, aber mit seinem baumbewachsenen Hügel und der Wiese an dessen Fuß von intimer, anmutvoller Abgeschlossenheit; und die schier unbegrenzte Ausdehnung des verlorenen Rathausgartens fand sich dort einigermaßen kompensiert durch Ausblicke in die angrenzenden mächtigen Nachbargärten der Ehinger „zum Raben“ und des Württemberger Hofes; der sich dazumal ja noch über die ganze platzartige Gabelung der heutigen Dufour- und Lautengartenstraße hinaus erstreckte. Dazu kamen, gegenüber der ganzen Hausfront, der gleichfalls sehr große De Wettesche Garten und weiterhin, an das Kastanienwäldchen im hinteren Teil des Württemberger Hofes anstoßend, der Lautengarten, der vom De Wetteschen nur durch den hintern Arm des Brunnhäßleins getrennt war. Dieses selbst aber, in seinen inneren Partien fast nur von Gartenmauern und darüber ausgebreiteten Baumkronen eingefast, vom durchgehenden Fahrverkehr gemieden, erschien fast wie ein träumerisch stiller Spazierweg, der nur gegen die Äschenvorstadt zu, mit der dort hereingebauten Bierhalle Glock allmählich in die lärmende Alltäglichkeit überleitete. Es hatte sich hier, vor dem brutalen Straßendurchbruch, ein ganz einzigartiger Überrest aus dem patrizisch weiträumigen Basel des 18. Jahrhunderts bis in den Anfang unserer Gegenwart hinein sozusagen unverändert erhalten; und das Wackernagelsche Haus, der „Hintere Württembergerhof“, im Herzen dieses großen Gartengebiets gelegen und aus allen seinen Fenstern fast nur auf die baumreichen alten Gärten seiner Umgebung hinausschauend, stellte gewissermaßen ein Unikum dar, in der poesievoll traumhaften Abgeschlossenheit, in der es trotz der Nähe verkehrsreicher Straßen eingebettet lag.

Kein Wunder, daß in diesem Hause auch Wackernagels poetisches Schaffen — seiner eigenen Voraussage zum Trotz — eine Zeitlang fröhlich weitergedeihen konnte.

Noch in den 1890er Jahren entstanden hier der „Weltfrühling“ und das Böcklin-Festspiel, sowie, nach eindrucksvollen Erlebnissen eines Ferienaufenthaltes im Beinwilertal, die Novelle „Das Bergwirthshaus“. Endlich das Festspiel zur Basler Bundesfeier 1901, womit dann freilich die Reihe der im Druck veröffentlichten Dichtungen ihr Ende nimmt. Noch nicht zugleich das Bedürfnis poetischen Gestaltens überhaupt. Nur daß das überaus sensible Wesen des Dichters es immer weniger über sich bringen mochte, die aus intimsten persönlichen Stimmungen heraus erwachsenen Niederschriften einer breiteren Öffentlichkeit und der Pressekritik auszuliefern. In seinem Nachlaß fanden sich denn auch eine ganze Anzahl theils abgeschlossener, theils mehr oder minder durchgeführter Arbeiten erzählender und dramatischer Poesie, von denen manches selbst dem nächsten Familien- und Freundeskreis nie zu Gesichte gekommen war. Diese Dichtungen und Entwürfe gehören aber noch durchweg in die Jahre vor und um 1900.

In der Folge hat Wackernagel, auch im Gedanken an möglichst uneingeschränkten Einsatz aller Kräfte für das nun schon in seinen Gesichtskreis tretende Traktandum seines historiographischen Hauptwerkes, jede weitere Betätigung des poetischen Gestaltungstriebes sich gewaltsam versagt; mit der alleinigen Ausnahme einzelner lyrischer Gedichte, die dann und wann, bis in die letzten Lebensjahre, durch besondere äußere oder innere Anlässe ans Licht gelockt wurden.

Von historischen Arbeiten fallen in die ersten Jahre der Brunngäßlein-Zeit vor allem die Festschrift zur Einweihung des Straßburger Denkmals, die Beiträge zur Baugeschichte des Basler Münsters (1895) — bei dessen damals zu Ende geführter, umfangreicher Restauration Wackernagel lebhaft interessierten Anteil nahm — und kleinere Aufsätze meist kultur- und kunstgeschichtlichen Inhalts, die vornehmlich im Basler Jahrbuch oder in der gleichfalls von Wackernagel

(1901) mitbegründeten und jahrelang mitredigierten „Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde“ zu finden sind. 1904 durfte Wackernagel den letzten Schlußstein setzen zu dem von ihm geleisteten Werk der Organisation und des Ausbaues der Basler Archive, durch die Herausgabe des dickleibigen „Repertorium“, wodurch das ein Jahrhundert vorher mit dem Bezug des neuen Archivgebäudes äußerlich erreichte Ziel durch die abschließende Festlegung und übersichtliche Darstellung des inneren Aufbaues seine nicht minder wichtige und dauerkräftige Vervollständigung fand. Schon vorher aber, im November 1902, hatten sich bei Wackernagels 25jährigem Amtsjubiläum die Freunde und Benutzer des Archivs, sowie die vorgesetzten Behörden zu einer kleinen Feier in der Safranzunft zusammengefunden, bei der dem Jubilar ein silberner Ehrenbecher und eine prächtige Gedächtnisurkunde überreicht wurden.

Im Archiv war zu jener Zeit und jedenfalls nach Abschluß des „Repertorium“ alles so weit geordnet und geregelt, daß dem Archivar — wenn wir von kleineren Einzelunternehmungen absehen und von der Eingliederung neu hinzutretender Aggregate, wie der Basler Drucksachensammlung und des Schweizer Wirtschaftsarchivs in den vorhandenen und genugsam bewährten Gesamtaufbau der Anstalt — nur noch eine administrative, kaum mehr eine eigentliche organisatorische Tätigkeit auszuüben verblieb. Indem also der Geschäftsgang des Archivs in ein gleichmäßig fortschreitendes, minder problemreiches Stadium einmündete, wurden alle Impulse von Wackernagels schaffensfreudiger Persönlichkeit frei für die Durchführung seines großen Hauptwerks, der „Geschichte der Stadt Basel“, mit der er das Fazit aus seiner ganzen bisherigen archivalischen und geschichtsforschenden Detailarbeit zu ziehen sich nunmehr anschicken durfte. Zugleich aber ließen die der Vorbereitung und Ausarbeitung des ersten Bandes gewidmeten Jahre (1902—1906) im Umkreis von Wackernagels

häuslichem Leben allerlei Veränderungen hervortreten, die schon den Übergang zum letzten Lebensabschnitt, der Wenkenhofzeit, anbahnten. Im Innern des Hauses wurden durch eine kleine Umgestaltung allerlei Verbesserungen erzielt, das Studierzimmer in den hinteren Teil des (jetzt abgebrochenen) Seitenflügels verlegt, wo nun abseits von aller Unruhe des Hauses, in sehr reizvoll angeordneter Verbindung mit den das Studierzimmer von zwei Seiten umrahmenden Bibliothekräumen ein wahrhaft idealer, ganz in sich geschlossener Bezirk entstand. Jedoch zur selben Zeit wurde das Haus von außen her, durch die Anlage der Dufourstraße und die bald folgende Verwüstung des ganzen De Wettefchen und großer Teile des Lautengartens, eines seiner vorzüglichsten Reize und Vorzüge beraubt. Die beschaulich romantische Stimmung, die farbenreiche Pracht dieser Gärten, die das Brunnegäßleinhaus bisher im weiten Umkreise umschlossen, war mit einem Schlage dahin, und man mußte sich nun wohl oder übel gewöhnen an Unruhe und Staub einer großen Durchfahrtsstraße, an den aufdringlichen Konzertbetrieb eines bald von der Äschenvorstadt her sich nahe heranschließenden Biergartens, an den Ausblick auf das häßliche Visavis eines wüsten Baugeländes, dessen zunächst unmittelbare drohende spekulative Ausnützung freilich bis auf den heutigen Tag auf sich warten läßt.

Aber noch beunruhigender als alles dies wurde die zunehmende gesundheitliche Schädigung, die Wackernagel aus der ihn im Laufe der Jahre körperlich immer mehr angreifenden Dienstpflicht am Archiv erwuchs. Seine Amtsstunden dort hatte freilich schon 1902 der neue Departementsvorsteher Wullschleger, in verständnisvoller Würdigung der persönlichen Umstände und im Hinblick auf die damals bereits in Angriff genommene Vorbereitung des großen Geschichtswerkes, so weit reduziert, daß der Archivar zu regelmäßiger Anwesenheit im Archiv nur noch für die Nachmittagsstunden — späterhin für die ganzen mittleren

Tage der Woche — verpflichtet sein sollte, da nun sein vorzüglich eingearbeiteter Assistent und späterer Nachfolger, Dr. August Huber, im Verein mit dem von allem Anfang an Wackernagel zur Seite stehenden Gehilfen, dem trefflichen Archivschreiber Ludwig Säuberlin, ihn im übrigen ausreichend vertreten konnte. Damit aber war dem Archivar die Möglichkeit aufgetan, während der wärmeren Jahreszeit, bisweilen ganze Monate hindurch, seinen Wohnsitz auf das Landgut Wenkenhof zu verlegen, wo seine Familie schon vor dem Tode der Schwiegereltern Burckhardt (1902/03) im Frühjahr oder Herbst gewöhnlich einige Wochen verweilt hatte. In der definitiven Erbteilung konnte Wackernagel dann (1909) Wohnhaus und Gärten des schönen Gutes zu alleinigem Besitz und, nach Durchführung kleiner baulicher Verbesserungen, zu dauernder Bewohnung übernehmen. Das Haus im Brunngäßlein aber wurde anderweitig vermietet, bis auf zwei kleine Zimmer, die für die dem Archivdienst gewidmeten Tage als Absteigequartier dienten.

Es ist keine Frage, daß die fast ungemindert erhaltene gesundheitliche Frische und Schaffenskraft der zwei letzten Jahrzehnte von Wackernagels Leben nur zu verdanken ist der ihm rechtzeitig gewährten Einschränkung der Amtspflicht — die er dann als solche noch bis zur Vollendung des 40. Dienstjahres (Herbst 1917) durchführen konnte — und dem Wohnen auf dem Wenkenhof.

Ältere Leser werden sich wohl noch erinnern können, wie völlig anders als heute, noch um 1912—1915 Situation und Charakter des Wenkenhofs sich darstellten. Nicht ohne Kummer hat Wackernagel in seinen letzten Lebensjahren das immer nähere und vordringlichere Heranrücken einer neuen Zeit in den bisher noch von neuzeitlichem und städtischem Wesen fast unberührten Bannkreis seines Gutes hinein mitangesehen: die in den stillen Wiesenrain vor dem Wenkenköpfl hin eingepflanzte Gebäudegruppe des Wasserwerks

mit der dazu hinführenden breiten Fahrstraße, der ein ganzer Streifen Parkgelände mit schönen alten Bäumen zum Opfer fiel, der stetig zunehmende, lästige Autoverkehr an Haus und Gärten vorbei, die pomphafte Ausgestaltung des (ursprünglich dem Gute zugehörigen) „Unteren Wenkenhofes“ und der dort unter dem neuen Besitzer sich entwickelnde lebhafter Verkehr, endlich das Aufsteigen einzelner Neubauten am Rande des Wenkenplateaus und an den dieses Plateau überragenden Hängen des Hackberg, erste Vorposten des allmählich über die ganze Umgebung von Riehen sich mächtig ausbreitenden Villenquartiers, allerdings lauter Erscheinungen, die erst seit Kriegsende nach und nach auftraten und z. T. auch erst nach Wackernagels Tod ihre letzte Entfaltung gewonnen haben. Man bedenke, daß Riehen selbst bis zur Anlage der Trambahn (1908) und noch einige Jahre danach im wesentlichen ein reines Bauerndorf geblieben war, daß bis vor etwa 15 Jahren noch in dem ganzen Gebiet zwischen Riehen und Bettingen und dem einsamen Nebenhügel des Hackberg — von wenigen verstreuten Häusern diesseits der Bahnlinie abgesehen — der einzige Wenkenhof als Wohnsiedlung in vornehm ruhvoller Isolierung sich behauptete, mit seinen großen Parkanlagen und dem freien Ausblick über offenes Vorgelände hinauf nach den waldigen Höhen und hinunter auf das im Dufte der weiten grünen Ebene fern aufsteigende Basel.

Die vorzügliche Schönheit seiner Lage, auf der ansteigenden Hügelwelle zwischen der Rheinebene, dem Wiesentaleingang und dem friedlichen Bettingertälchen, das herrliche Panorama der den Horizont näher und ferner umsäumenden Bergzüge von Jura, Schwarzwald und Vogesen, das alles ist dem Wenkenhof noch heute unverlierbar zu eigen; aber die ländliche Stille und die Einheitlichkeit von Wesen und Stimmung eines herrschaftlichen Landgutes altbaslerischen Stils lebt heute fast nur in der Erinnerung fort.

Der Schwiegersohn Dr. Martin Burckhardt, der seit seiner Verlobung mit einer Tochter vom Wenkenhof dessen einstige Schönheit noch im vollen Umfang gekannt und genossen hatte, ließ es sich, sobald er selbst in den Besitz seiner Kernteile gelangt war, angelegen sein, das in den letzten Altersjahren seines Schwiegervaters und nach dessen Tod etwas vernachlässigte Gut nach Möglichkeit wieder emporzubringen und es geschmackvoll zu verschönern. So wurde im Hause selbst allerlei ausgebessert und für eine perennierende Bewohnung zweckmäßiger umgestaltet; dann aber — da der landwirtschaftliche Teil des Gutes durch Verpachtung und bald folgenden Verkauf ausschied — den Gärten eine besonders liebevolle Fürsorge zugewendet. Ganz unbewußt zunächst und entgegen seinem eigenen Empfinden — das von dem alten, freilich unhaltbar gewordenen Ideal des rein herrschaftlichen Landsitzes sich nur schwer losreißen mochte — hat Wackernagel damit doch schon selbst den Grund gelegt zu der später von seinem Sohn systematisch ins Werk gesetzten wirtschaftlichen Ausnützung des Wenkenlandes als Gärtnerei, wodurch dann in der Tat die Erhaltung des Gutes für seine Erben bis auf weiteres gesichert war.

Den übernommenen großen Anlagen des Obstgartens (der „Bündte“) und des „Wäldchens“ mit ihrem prachtvollen Baumbestand und dem ehrwürdigen Schmuck steinerne Gartenfiguren des 18. Jahrhunderts, dem „Rosengärtlein“, in der sonnigen Ecke zwischen der Remise und dem Ökonomiegebäude, der Gemüsepflanzung jenseits der Landstraße, wurde nun noch neu hinzugefügt ein zierlicher, stilvoll angelegter Lustgarten hinter dem Hause. An Stelle eines verwilderten ehemaligen Hühnerhofs entstand hier, in terrassenförmiger Gestaltung des ansteigenden Terrains, mit geraden Wegen, Treppenstufen in der Terrassenböschung und steinernen Postamenten an den Wegkreuzungen, mit einem hübschen Brunnenbassin und einer italienischen Per-

gola weiter oben, das Ganze von sorgsam geschnittenen Taxuswänden umrahmt, ein kleines Gartenkunstwerk, das an sich, wie als eines der ersten Musterstücke des danach und gegenwärtig allgemein wieder aufgenommenen architektonischen Stilgartens wohl besonders erwähnt werden darf.

Hierzu sei aus einigen im Nachlaß vorgefundenen autobiographischen Notizen Wackernagels ein Blättchen mitgeteilt, das mit seinen flüchtig hingeworfenen Andeutungen unmittelbaren Einblick gewährt in dieses, während der ersten Wenkenzeit so lebhaft entfaltete Interessengebiet und in die schmerzliche Resignation, mit der Wackernagel in den letzten Lebensjahren solcher früheren Träume etwa gedenken mochte:

„Gartenfreude.“

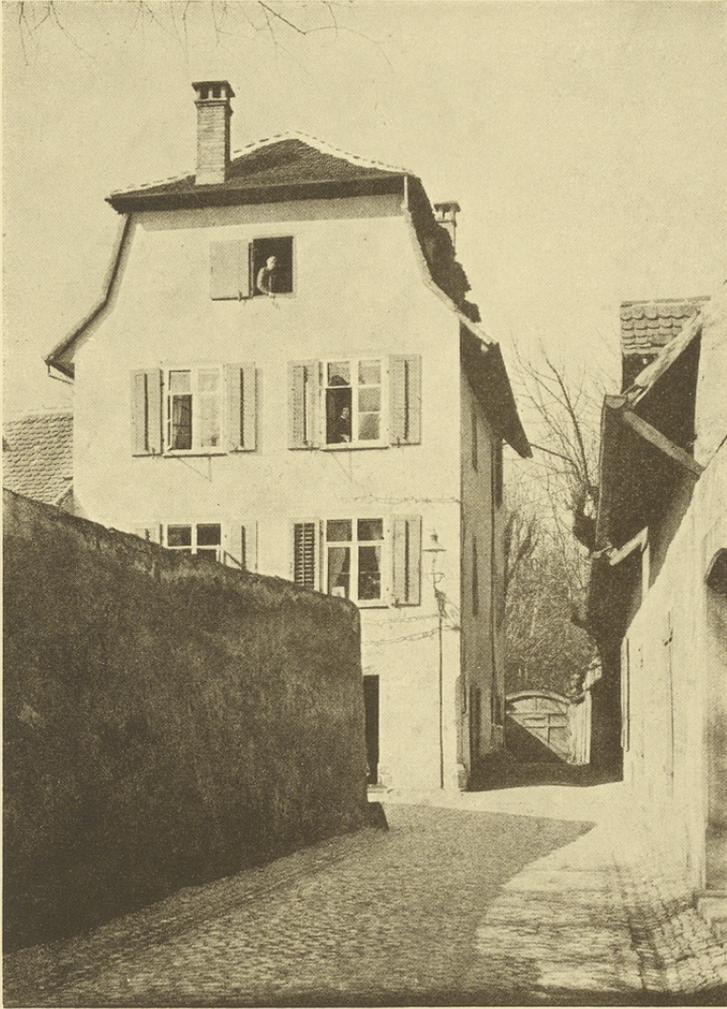
„Auch diese Regung erst spät. Die Reize des Gartens beim Rathaus blieben verschlossen. Der Brunnmäulgarten fast gleichgültig, erst der Wenken bot Anlaß und Gebiet. Da in wenigen Jahren die Gestaltung. Aber dann rasch das Zurücktretenmüssen.

Was ist aus meinen Gartenanlagen geworden? Sie gehen allmählich in ihren Einzelheiten und Feinheiten unter in der Prosa des Handelsgärtners und einer anderen Auffassung.

Wie reiche Pläne hatten ihr Feld in der Bündte! Alles dahin. . . Es mußte bei Absichten und Plänen bleiben, eine Ausführung unmöglich.

Schon ein Büschel Bordürenbuchs, noch mehr Taxus- oder Buchspyramiden, regt mich an, begeistert mich, weckt Gartenphantasien.

Schwärmerei für Gartenkunst. Formierung und Bändigung der Natur, Verbindung von Vegetation und Stein mich bezaubernd. Aber auch hier das alte Problem des Wollens und Nichtkönnens.



„Hinterer Württembergerhof“

Sammlung von Gartenbüchern. Bibliographie über Gartenkunst. Es war alles ohne Wirkung und Bestand. —“

Der Pessimismus einer trüben Stunde, den diese letzten Worte zum Ausdruck bringen, darf aber keineswegs allzu wörtlich genommen werden. Das oben geschilderte kleine Gartenkunstwerk, das Wackernagel mit so viel Liebe und Geschmack angelegt und bis in die allerletzte Zeit noch im einzelnen verbessert hatte, ist in ungeminderter Schönheit erhalten geblieben; es hat sogar durch einige Steinbildwerke von der Hand einer befreundeten Künstlerin, Brunhilde Kind-Damira in Riehen — darunter die denkmalartig aufgestellte Bildnisbüste Wackernagels — vor drei Jahren erst die von ihm immer erstrebte Vervollständigung erfahren. Im übrigen aber kann der persönliche Gewinn, den er selbst aus der aktiven Betätigung seiner „Gartenfreude“ erfuhr, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn die Anordnung und Überwachung der Arbeiten in dem neugeschaffenen wie in den älteren Gärten, denen Wackernagel namentlich in der ersten Zeit seiner Wankenherrschaft manche Stunde widmete, ist ihm zu einer Quelle der Gesundung und fast der Verjüngung geworden; wodurch auch seine geistige Arbeitskraft eine stärkende Neubelebung erfuhr.

Erst in den letzten Lebensjahren traten die, lange Zeit hindurch fast völlig verschwundenen, gesundheitlichen Beschwerden zeitweilig wieder auf, indem die körperlichen Kräfte allmählich nicht mehr ausreichten zur freien und sicheren Fortbewegung im unebenen Gelände, und er sich genötigt sah, das Departement der Gärten mehr und mehr seinem inzwischen fachmännisch herangebildeten jüngeren Sohn zu übertragen. Im Winter jedenfalls war er nun monatelang ans Haus gebunden, konnte höchstens durch kurze „Spaziergänge“ auf den kleinen Aussichtsbalkon zwischendurch etwas frische Luft schöpfen. Und das somit allzuwenig unterbrochene Verweilen am Schreibtisch hat

wohl sehr dazu beigetragen, kurz vor Vollendung seines 70. Lebensjahres — nachdem schon 1920/21 eine vorübergehende Störung der Sehkraft aufgetreten war — den Zusammenbruch und die Auflösung herbeizuführen. Als ihn am 15. März 1925 ein erster Schlaganfall traf, war Wackernagel, trotz bald einsetzender scheinbarer Wiederherstellung der Kräfte, sich des Ernstes der Lage vollkommen bewußt und hoffte nur, nicht einem längeren hilflosen Siechtum anheimfallen zu müssen. Dieses Schwerste und auch die Bitterkeiten des Totekampfes sind ihm erspart geblieben. Ein zweiter, schwererer Schlag, am Morgen des Osterdienstag, versenkte ihn in eine tiefe Bewußtlosigkeit, in der er dann in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag (16. April) sanft hinüberschlummern durfte.

Die während der letzten 3—4 Jahre fühlbarer hervorgetretenen Altersbeschwerden hatten seiner geistigen Lebensfrische bis zum ersten Schlaganfall nicht den mindesten Abbruch getan. Nachdem er im Herbst 1917 von seiner nun volle vierzig Jahre hindurch verwalteten Archivbeamtung entbunden worden war, übernahm der nahezu 63-Jährige mit einer für solches Alter nicht gewöhnlichen Entschlußfähigkeit eine für ihn bei der Universität ehrenvoll geschaffene a. v. Professur für oberrheinische Geschichte und las im Sommersemester 1918 sein erstes Kolleg über die „Geschichte des Elssasses“. Obwohl erst ad hoc unternommen, eine doch so durchgereifte Arbeit, daß er sie noch im Herbst desselben Jahres in erweiterter Buchform herausgeben konnte. Nach den Erfahrungen dieses einen Semesters war es ihm aber doch klar geworden, daß eine weitere akademische Lehrtätigkeit — auf dem Niveau inhaltlicher wie formaler Vollendung, das ihm selbst allein genügen konnte — seine geistige und körperliche Kraft mehr belasten würde, als er es seiner Hauptverpflichtung gegenüber, der Fortsetzung der „Basler Geschichte“, glauben verantworten zu dürfen. Zu dieser Aufgabe, die mitten in der Vorbereitung des

dritten Bandes — der zweite war 1916 vollständig geworden — durch die Ausarbeitung und den Druck seines Universitätskollegs unterbrochen wurde, kehrte er nun mit freudiger Entschlossenheit zurück. Er empfand es in der Folge auch als eine besondere Genugtuung, um dieser Arbeit willen nicht pensionierter Beamter, sondern besoldeter und mithin offiziell anerkannter Historiograph seiner Vaterstadt zu sein.

Jedoch, zum vollen Abschluß des großen Unternehmens zu gelangen, war ihm nicht mehr beschieden. Als 1924 — nachdem die materiellen Schwierigkeiten der Drucklegung des schon lange abgeschlossenen Manuskripts dank öffentlicher und privater Subventionen überwunden waren — der dritte Band endlich erscheinen konnte, hatte Wackernagel, durch das damals schon über ihn gekommene Augenleiden gemahnt, sich mit dem Gedanken abgefunden, daß ihm wohl nur mehr eine beschränkte Spanne Zeit und Arbeitsfähigkeit zur Verfügung stehe. Er entschloß sich daher, zunächst nur diejenigen Partien des Geschichtswerkes womöglich noch unter Dach zu bringen, die das unmittelbarste Interesse beanspruchen durften und wofür er selbst teilweise noch persönliche, direkte und indirekte Erinnerungen hätte verwerten können, also die Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Ende des alten Regiments; unter bevorzugter Berücksichtigung der kultur- und geistesgeschichtlichen Erscheinungen. Wenn überhaupt etwas zu bedauern bleibt in diesem so wohlausgenützten, so planvoll sich aufbauenden Gelehrtenleben, so ist es nur der Umstand, daß Wackernagel diesen Entschluß nicht schon früher, gleich nach Abschluß des Manuskriptes für den dritten Band gefaßt hat. Wir besäßen sonst, statt der (im Staatsarchiv deponierten) weitschichtigen Vorarbeiten für das spätere 16. und 17., wie für das 18. und 19. Jahrhundert — viele tausend Zettel mit Einzelnotizen, Exzerpten und dergl. — eine vielleicht doch mindestens zum Teil druckfertige Darstellung dieser ruhmreichen Periode der neueren Geschichte Basels.

Vom Herbst 1924 ab hatte er in unablässiger, nur vielleicht allzu intensiver Arbeit große Massen öffentlicher und privater Dokumente fürs 18. Jahrhundert durchgearbeitet und ausgeschöpft und schickte sich eben an, nunmehr aus diesem mächtig aufgehäuften, aber auch schon systematisch geordneten und disponierten Rohmaterial das abgeschlossene Geschichtsbild darstellerisch zu gestalten als ihm, zunächst vorläufig und dann für immer die Feder aus der Hand genommen wurde.

Familienleben, Geselligkeit und soziales Wirken. Heimat und Ferne.

Schon in jüngeren, rüstigeren Jahren war Wackernagel auf einen verhältnismäßig eng zusammengehaltenen Betätigungskreis angewiesen und auf eine vorwiegend häusliche, sedentäre Lebensweise.

Diese ihm auferlegte, äußere Beschränkung ist nicht nur einer alle Lebensenergien konzentrisch zusammendrängenden Intensität des Arbeitens zugute gekommen, sondern auch einer ungewöhnlich reich und vielseitig entfalteten Gestaltung seines familiären und geselligen Lebens im eigenen Haus. Auch hierin erbrachte der notgedrungene Verzicht auf das bei Anderen so viele Kräfte absorbierende Herausstreben nach möglichst vielen Richtungen als positiven Gewinn eine in sich gesammelte und fein organisierte Ausbildung der eigenen geistig-seelischen Existenz. Gewiß mußte der äußere Rahmen, in dem sein Leben durch die drei im vorstehenden Abschnitt geschilderten Stappen hindurch sich abspielte, seinem Naturell und Empfinden schon an sich überaus anregend und harmonisch erscheinen; aber wie er diese Schauplätze auch jeweilen auf seine eigene Weise auszuwerten und persönlich durchzubilden verstanden hat, das darf als seine besondere Lebensleistung gelten.

Selbst unter sieben Geschwistern, als deren Zweitjüngstes aufgewachsen, wurde Wackernagel — der schon

mit 24 Jahren den eigenen Hausstand hatte begründen dürfen — seinerseits Vater von zwei Söhnen und fünf Töchtern; er hat in der Folge noch die Verheiratung seines ältern Sohnes und von vieren seiner Töchter, die Geburt und das fröhliche Heranwachsen von neun Enkelkindern erlebt. Freilich hat er diese ganze Nachkommenschaft niemals vollzählig um sich versammelt gesehen, denn mit Ausnahme der ältesten Tochter, die mit ihrem Gatten in nächster Nähe des Wenkenhofes sich ansiedelte, fanden die anderen verheirateten Kinder sämtlich im Ausland ihre neuen Heimstätten und konnten so nur jeweils für einzelne Ferienwochen im Elternhaus wieder einkehren.

Wie stark aber erfaßte dann jedes dieser auswärts, in neuen, ganz anders gearteten Lebenskreisen Eingewurzelten der Strom der Erinnerungen an die eigene Kinderzeit, an das damals im Elternhaus Erlebte und Empfangene, sooft sie in späteren Jahren etwa dahin zurückkamen.

Gewiß kann es, unter gegebenen Voraussetzungen, kein schöneres Ziel für den väterlichen Erzieher geben, als möglichst viel von den eigenen geistigen Interessen, Überzeugungen und Idealen dem Bewußtsein der Kinder einzupflanzen. Diese Aufgabe hat Wackernagel im vollen Maße zu erfüllen verstanden. Und noch die kleine Schar der Enkel durfte von diesem, bis ins Alter hinein unerschöpften Quell in gewissem Umfang ihren Anteil empfangen.

Aber nicht auf den engern Familien- und Verwandtenkreis allein blieb Wackernagels warmherzig aufgeschlossene Interessiertheit und Hingebung eingestellt; herzliche Freundschaften und eine weitverzweigte Geselligkeit von besonderem Zuschnitt und Charakter bereicherten aufs schönste dies an sich so geradlinig verlaufende Arbeits- und Gelehrtenleben.

Die mit den Jahren immer entschiedener ihre eigene Art und Form sich schaffende Persönlichkeit Wackernagels konnte ihrem scharf ausgeprägtem Wesen nach nur mit

wenigen, wirklich gesinnungsgleichen Jugendfreunden auch durch das spätere Leben dauernd zusammengehen. Bei all seiner heimatstolzen Freude am echten alten Baslertum war Wackernagel doch schon von jung auf eine zu ausgesprochene geistig-aristokratische und zugleich frei beschwingte Künstlernatur, als daß er gewisse Engigkeiten und Bürgerlichkeiten des normal-baslerischen Wesens nicht hätte mißbilligen und von sich fernhalten müssen. Dafür öffnete er Herz und Haus, mit einer in Basel nicht überall selbstverständlichen Bereitwilligkeit, manchem von auswärts zugezogenen jungen Gelehrten und Künstler und empfand im Umgang mit solchen andersstämmigen Ingenien eine willkommene Belebung und Erweiterung der eigenen Lebenssphäre. Wie er ja auch — ohne deswegen den Familienbeziehungen innerhalb seines großen, natürlich gegebenen Verwandtenkreises Abtrag zu tun — immer wieder den Wert und die Notwendigkeit selbstgeschaffener, selbsterworbener „Wahlverwandtschaften“ ausdrücklich betonte. Der Goethesche Roman, der diesen Begriff zum Titel hat, gehörte darum auch, nicht zuletzt um dieses von Wackernagel freilich rein gesinnungsmäßig erfaßten Begriffes willen, für ihn zu den bevorzugten Werken seines verehrtesten Dichters. Durchaus im Geist und Sinn des Goethe-Zeitalters war aber überhaupt die ganze Geselligkeit des Wackernagelschen Hauses gestaltet. Nicht aus konventioneller Pflicht oder zu banalem Zeitvertreib waren die Gäste geladen, sondern — anknüpfend an literarische oder musikalische Darbietungen, die keiner seiner Gesellschaften fehlen durften — zu gemeinsamer geistig-künstlerischer Bereicherung und freundschaftlichem Gedankenaustausch. Und wie schon der reizvoll-originelle Rahmen von Häuslichkeit und Gärten, der Wackernagel in jedem Abschnitt seines Lebens zu Gebote stand, eine besondere Stimmung jedem hier Aufgenommenen von allem Anfang an fühlbar werden ließ, so war auch der vom Hausherrn und seiner Gattin angegebene Ton

dieser Geselligkeit stets auf eine eigenartige Mischung von ungezwungener Freiheit und geistig gehobener Humanität abgestimmt.

In dem kleinen „Eptingerhof“ war freilich eine häusliche Geselligkeit nur im engsten Rahmen möglich; aber an schönen Sommerabenden konnten in dem zugehörigen weiten Reich des Rathausgartens, bei phantastischer Lampionbeleuchtung manchmal auch größere Gesellschaften zwanglos versammelt und bewirtet werden, wobei fast immer Gesang und Saitenspiel musikkundiger Gäste den poetisch-romantischen Charakter des ganzen Zusammenseins eindrücklich und genußvoll vertieften. Aber auch für poetisch-literarische Würze war stets gesorgt. Kaum eine Gesellschaft verlief ohne irgendwelche dichterisch geformte Ansprache des Hausherrn; für festlichere Anlässe wurde sogar meistens mit unermüdlicher Erfindungs- und Gestaltungsfreude die dramatische Muse aufgeboten. Daneben huldigte man der klassischen Dichtung durch Vorlesungsintermezzi, durch Rezitationen, durch Aufführung kleiner Dialogszenen und dergl., sowie in besonders betontem Maße durch gemeinschaftliche Leseabende und durch ein 15 Jahre lang regelmäßig durchgeführtes Lesekränzchen in geschlossenem Freundeskreis. Und an diesem ehemals viel geübten, heute fast ganz erstorbenen Brauch des Dramenlesens mit verteilten Rollen hat Wackernagel noch bis in die letzten Jahre hinein mit seinen Kindern und deren Freunden festzuhalten sich bemüht.

Seitdem dann im Brunnigäßlein so wohlgeeignete große Räume zur Verfügung standen, entfaltete sich die Geselligkeit des Wackernagelschen Hauses vor allem in der zwanglosen Form „offener Abende“, an denen an einem bestimmten Wochentag ein zeitweilig recht weitgespannter, buntscheckiger, vielfach wechselnder Kreis sich zusammenfand. Häufig gab es auch speziellere musikalische Zusammenkünfte, wo unter Mitwirkung befreundeter Musiker alte Chorcompositionen, Werke der Kammermusik und dergl. ein-

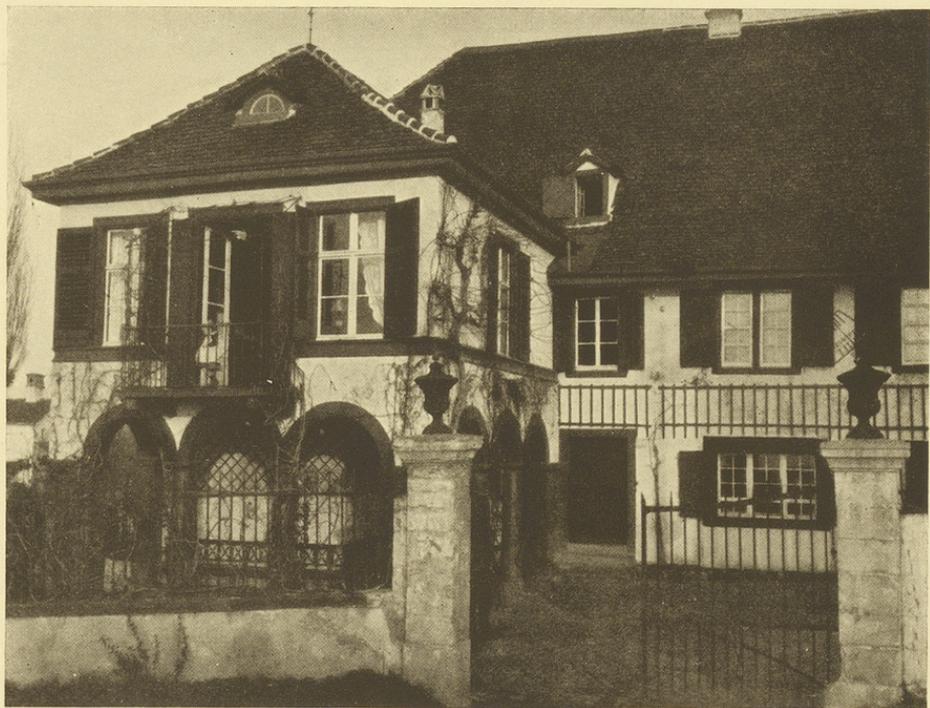
studiert und vorgetragen wurden. Auch ein sog. „Jung-
gesellenabend“ akademischen Charakters bestand längere
Zeit hindurch, dem einige unverehelichte Professoren, wie
Ferd. Dümmler, Ad. Mez, Karl Joel, H. Wölfflin und später
seine Nachfolger Cornelius und H. A. Schmid angehörten.

Ein anderer kleiner Zirkel aber bildete sich zur Zeit des
Rathaus- und Archivbaues gegen Ende der 90er Jahre,
worin dessen junger Meister, der lebensfrohe Rheinländer
H. Jennen und neben ihm der werdende Dichter und da-
malige Buchhändler Hermann Hesse den Ton angaben.

Wir müssen darauf verzichten, weitere Persönlichkeiten
aus dem ausgedehnten, im Laufe der Jahre und Jahr-
zehnte sich immer wieder erneuernden Freundeskreis des
Hauses hier anzuführen. Nur eine kleine poetische Schil-
derung von Form und Stimmung der hier gepflegten
Geselligkeit sei noch mitgeteilt, die wir einem damals von
Hesse in einem „Einzigem Exemplar“ handschriftlich zu-
sammengestellten und den Gastgebern überreichten Gedicht-
büchlein entnehmen:

Brunngäßlein 11.

Ein altes Haus mit alter Tür,
Ich stand des Abends oft dafür
Und zog die Glocke leisen Zugs;
Von Mädchenhänden leis und flugs
Ward aufgemacht, ich trat herein
In heimatlichen Ampelschein. —
Hut ward und Mantel abgetan,
Ich stieg die Stufen gern hinan
Und hörte auf der ersten schon
Von oben Klang und Geigenton.
Im Zimmer um den breiten Tisch
Gelächter ging und Rede frisch,
Ein neues Buch, ein altes Blatt,
Ein Irgendwas lag stets parat,



Der „Wentenhof“

Daneben für des Leibes Not
 Ein Täflein Tee, ein Knusperbrot.
 Aus frohem Aug ein heller Blick,
 Aus raschem Mund ein rascher Witz
 Traf mich und spann mich stillen Mann
 Mit vielen sanften Fäden an.
 Was sonst in Basel allzu rar,
 Schier ungesucht zuteil mir war:
 Ein Heimatrecht und Sitz am Herd,
 Man freut sich, duldet, hält sich wert,
 Und findet ohne Zwang und Bier
 Sich ein als wie zu Hause schier.
 Als Dank, so oft ich ging vorbei,
 Macht ich ein Verslein oder zwei
 Und grüßt im Herzen Thor und Haus,
 Es ward ein ganz Poem daraus.

Auf dem Wertenhof aber stand nach alter Tradition jeden Sonntag das Haus allen Verwandten, Freunden und Bekannten ohne weiteres offen, also daß hier bei gutem Wetter oft von zehn Uhr vormittags bis zum Abend ein fortdauerndes va et vient von Gästen sich abwickelte und dabei mitunter die seltsamsten Gegensätzlichkeiten in gesellschaftlichem Ausgleich sich zusammenfanden.

Erst die letzten Jahre brachten eine gewisse, nachgerade wünschbare Minderung solchen Abfluges; um so einlässlicher aber und persönlicher konnte Wackernagel den in nunmehr engerem, ruhigerem Kreise bei ihm Einkehrenden sich widmen. Wie begierig und dankbar haben aber gerade jüngere Menschen in dieser Zeit noch die fast jugendfrische Empfänglichkeit und Mittheilbarkeit, die reife Güte seines Alters genossen. Darunter auch manche Musikkundige, denen es eine Freude war, ihm als Gegengabe, auch außerhalb geselliger Zusammenkünfte, Proben ihrer Kunst darbieten zu dürfen. Und solche kleinen Hauskonzerte sind für

Wackernagel — dem trotz lebhaften Musikbedürfnissen der Besuch öffentlicher Veranstaltungen in der Stadt seit Jahren schon unmöglich geworden war — stets eine willkommene Entspannung von der einsamen Arbeit und die beste Anregung zu neuem Aufschwung gewesen.

Der in Ausdehnung und Form gleich liberalen Gastfreundschaft, die zu den Gewohnheiten, ja zu den Grundsätzen des Wackernagelschen Hauses jederzeit gehört hat, verband sich in mehr und mehr hervortretendem Maße sozial-charitatives Wirken nach allen möglichen Richtungen hin. Gewiß hatte hieran die Frau des Hauses einen besonders ausgedehnten und antreibenden Anteil; aber beide Ehegatten arbeiteten doch in fast all diesen Unternehmungen so unmittelbar Hand in Hand, daß überall nur von einer Teilung der Funktionen nicht der Interessen, von einer ungleichen praktischen, bei gleich starker geistig-seelischer Inanspruchnahme Beider die Rede sein konnte. Mit kleineren und einzelnen Aufgaben, Vormundschaften und andern spontan übernommenen Patronaten, Mitarbeit im Komitee für das heute ausgestorbene Völkchen der „Sandfuhrleute“ beiderlei Geschlechts, fing solches Wirken schon frühzeitig an. Später trat hinzu eine mannigfache Beteiligung an den Rettungswerken und sozialen Institutionen der Anti-Alkoholbewegung (die erste Veröffentlichung der Novelle „Das Bergwirtschaus“ geschah z. B. zugunsten des Blaukreuzbazars von 1898). In besonders ausgedehntem Maße aber widmeten sich Wackernagel und seine Frau der vornehmlich von ihnen ins Leben gerufenen Organisation „Pro Italia“, die sich der in Basel ansässigen, von der öffentlichen Armenpflege nicht recht erreichbaren italienischen Arbeiterfamilien annehmen wollte. Und wenn hier ein Gefühl der Dankbarkeit für die im geliebten Süden wiederholt empfangenen Natur- und Kunstgenüsse mitbestimmend war, so erwuchs wiederum aus Dankbarkeit für das in der Kriegszeit durch unsere Grenz-

schutztruppen geleistete der Antrieb, sich werbend und unermülich wirkend für die Idee der „Soldatenfürsorge“ — in materieller wie geistiger und religiöser Beziehung — einzusetzen. Für eine andere Kriegs- und Nachkriegsaufgabe aber erweiterte Wackernagel gerne und immer wieder auch die eigene Häuslichkeit und Tafelrunde, durch Aufnahme deutscher Ferienkinder sowohl, wie anderer erholungsbedürftiger Gäste — Lehrerinnen, Studenten, Gelehrte — aus dem vom Krieg und seinen Nachwehen so schwer mitgenommenen Deutschland.

Von dem bei Gelehrten oft alles andere verdrängenden egozentrischen Eingesponnensein in den speziellen Interessenskreis der eigenen Arbeit fand sich Wackernagel bewahrt durch jene durchaus urbane und humanitäre Grundrichtung seines Wesens, die in der eben geschilderten unermülichen Mitteilbarkeit, in freundschaftlich-geselliger wie in charitativer Richtung, geistig wie materiell, sich auswirkte. Und ebenso drängte dieses selbe Wesen auch über die Begrenzungen des naturgegebenen Familien- und Heimatssinnes hinaus zur Entfaltung und Betätigung der höheren Bürger-tugend eines freudigen Miteinsitzens aller persönlichen Kräfte für das heimatstädtische Gemeinwesen, dem solche Gesinnung, gleichsam wie in einer großen Familie oder korporativen Genossenschaft sich ganz unmittelbar verwachsen fühlt. Ein republikanisch heimatstolzer Gemeinssinn, also wie er schon im älteren Basel ungewöhnlich häufig und ungemein wirksam hervorgetreten, und noch bis in unsere Gegenwart da und dort fortlebt, gab denn auch dem Leben dieses Baslers die Impulse zur aufopferndsten Pflichterfüllung in den öffentlichen Ämtern sowohl wie in den privaten wissenschaftlichen oder sozialen Korporationen und Unternehmungen, denen er, zur Förderung des allgemeinen wirtschaftlich-geistig-künstlerischen Wesens in der Vaterstadt, mit eifervollster Hingabe sich zur Verfügung stellte.

Solch tiefgewurzelttem, aktiv betonten Baslertum entsprach dann konsequentermaßen in der politischen Denkweise eine ebenso entschiedene föderalistische Überzeugung, für die aus der geschichtlichen Vergangenheit wie aus der gegenwärtigen Existenz des Standes Basel genugsam bestätigende Argumente sich ergaben, und der es heilige Pflicht erschien, in erster Linie Basler und dann erst auch Schweizer zu sein. Zu einer systematisch durchgeführten und fast ins Paradoxe zugespitzten Formulierung des staatsrechtlichen Partikularismus, wie sie, aus ähnlichen Gegebenheiten der Genfer Alexandre Gingria in seiner von Wacker-nagel mit besonderem Vergnügen begrüßten Schrift „La République de Genève“ entwickelt hat, ließ der Historiograph von Basel sich freilich nicht hinreißen; in vertrautem Kreise aber hat er seiner Gesinnung oftmals unverblümtten Ausdruck gegeben, und mehr oder minder spürbar wird sie ja auch in seinen historischen und literarischen Veröffentlichungen an manchen Stellen.

Das warm begeisterte Heimatgefühl, das all diesen Arbeiten als treibende Kraft zugrunde liegt und das in der Einleitung zu dem Basalbändchen der „Schweizerstädte“ (Verlag Boissonnas, Genf) seine letzte und reifste Zusammenfassung fand, machte ihren Verfasser aber auch keineswegs blind für gewisse Mängel und Schwächen des baslerischen Wesens, die diesem ehemals wie heute als eine unvermeidliche Beimischung anzuhaften scheinen. Davon ist denn notwendig auch in der eben erwähnten „Einleitung“ einiges offen gesagt; mit all der schonenden Zurückhaltung freilich, wie sie solcher ruhevoll abgeklärten, durchaus psychologisch eingestellten Charakterschilderung des typischen Baslertums angemessen war. Sehr viel schärfer aber kommt die Kritik dieses Wesens in einigen Partien der unvollendeten und unveröffentlichten „Schöntalnovelle“ zu Worte und dann vor allem in der dramatischen Dichtung „St. Jakob“, wo freilich die einzelnen, nichtbaslerischen Sprechern in

den Mund gelegten Äußerungen — über das allzu kaufmännisch Sorgliche, und darum auch bisweilen sehr unheldische des Basler Temperaments — doch zunächst nur den jeweils redenden Persönlichkeiten des Dramas und höchstens indirekt und grundsätzlich auch der Meinung des Autors selbst entsprechen. Gleichwohl ist die in der ganzen Handlung dieses Stückes deutlich zum Ausdruck gebrachte Anschauung, daß bei der jährlichen Feier des St. Jakobsfestes, neben der Dankbarkeit für die eidgenössischen Befreier der Stadt, auch eine gewisse Beschämung ob der eigenen — wenn auch durch politische Klugheit gebotenen — Untätigkeit Basels an jenem Kampftage sehr am Platze wäre, ist diese Anschauung und Lehre des Stückes dem Dichter von manchen Mitbürgern geradezu als eine Art Vaterlandsverrat angerechnet worden.

Ein paar Jahre später aber brachten ihm gewisse Wendungen im 1. Akt des Festspiels von 1901 — heftige Schmähworte gegen Österreich und die Fürsten aus dem Munde der von Dornach heimkehrenden Eidgenossen — einen nicht minder heftigen Zeitungsprotest von österreichischer Seite gegen den „Renegaten Wackernagel“ ein. Dies aber nun sicher in größter Verkennung der persönlichen Gesinnungen des Festspieldichters, dem nichts ferner lag als ein auf Antipathie gegen Monarchismus und Reichsdeutschtum fußender Schweizer Standpunkt oder gar ein renegatenhaftes Verleugnen der eigenen deutschen Abstammung von Vaters Seite her.

Zu einem kleineren deutschen Fürstenhaus besaß er überdies ganz unmittelbare persönliche Beziehungen: im frühen Knabenalter war ihm, infolge besonderer Umstände, das ungewöhnte Erlebnis eines zweijährigen Aufenthaltes auf Schloß Monrepos in Neuwied (bei Bonn) zuteil geworden, wo die junge Prinzessin Elisabeth von Wied, nachmalige Königin von Rumänien und unter dem Pseudonym „Carmen Sylva“ auch als Dichterin bekannt, sich seiner

Erziehung angenommen und den vom öffentlichen Schulbesuch wegen seines körperlichen Gebrechens bisher Zurückgehaltenen zur Aufnahme in das Basler Gymnasium vorbereitet hatte. Er selbst ist auf diese eindrucksvolle und für seine Jugendentwicklung so bedeutsame Zeit noch im späteren Leben immer wieder gern zu sprechen gekommen, und auch seine königliche Erzieherin hat ihren einstmaligen Bögling aus Basel nicht vergessen. Als sie Ende der achtziger Jahre einmal durch unsere Stadt kam, ließ sie ihn zu sich ins Hotel bitten, und eine Photographie der auch als Erscheinung wahrhaft fürstlichen Frau, sowie ein von Carmen Sylva eigenhändig auf eine kleine Marmorplatte geschriebenes Gedicht stehen noch heute als hochgeschätzte Andenken im großen Wohnzimmer auf dem Wenkenhof. Von deutschem Land und Volk hat Wackernagel in reiferen Jahren nur vereinzelt noch einige direkte Anschauungskennntnisse gewonnen, durch eine Rheinreise in der Studentenzeit und ein Studiensemester in Leipzig, späterhin durch kürzere Reisen nach München, nach Berlin und Göttingen. Doch fühlte er sich dem großen Nachbarvolk zeitlebens in kultureller Gemeinschaft, durch Literatur und Kunst unlösbar verbunden und verpflichtet; und selbst politische Sympathiebeziehungen zum Deutschen Reiche blieben ihm nicht fremd — was freilich mit dem so ausgesprochen stadtpatriotischen Empfinden des Baslers sich sehr viel leichter verbinden konnte als mit einem gesamthelvetischen Staatsgefühl. Die Schicksale Deutschlands im Weltkrieg und nach dessen Ausgang hat er denn auch mit lebhaftester innerer Anteilnahme verfolgt, und als aktive Anteilnahme gewissermaßen an der „deutschen Sache“ mochte er wohl auch manchmal seine eigene Arbeit an der „Geschichte des Elsasses“ empfinden, deren Vorlesungstext und nachfolgende Buchausgabe während der letzten Kriegsjahre all seine Kräfte mit der größten Intensität in Anspruch nahm. Wenn er dabei von den hochgelegenen Ausichtsfenstern seines Studier-

zimmers auf dem Wenkenhof hinausblickte auf das elsässische Nachbarland, die sonneschimmernde Rheinebene mit den Vogesen darüber, von woher immer wieder der dumpfe Hall fernen Geschützfeuers vernehmbar war, dazu nachts das unheimliche Spiel der Scheinwerfer aus dem Kampfgelände, so war dieses unabweisbare Hereindringen weltbewegender Geschehnisse in die Stille des Gelehrtenzimmers ein gerade für diese Arbeit gewiß höchst bedeutungsvoller Antrieb und eine unmittelbar aktuelle, packende Illustration jener nie ganz zur Ruhe gekommenen blutigen Auseinandersetzungen über das unglücklich begehrtenswerte Kampfobjekt, deren geschichtliche Phasen er eben damals zu erforschen und zu schildern hatte.

Der auf väterlicher Abstammung und ersten Jugendeindrücken fußenden Beziehung zu Deutschland gesellte sich in reiferen Jahren noch ein anderes, über die eigene Heimat hinaus liegendes Interessenziel: Italien; mit warm begeisterter Liebe zu italienischem Land und Volk, wie zur Kunst und Literatur Italiens. Ein erster Aufenthalt in Rom mit gleichgestimmten Freunden — von Anfang Oktober bis Mitte November 1889 — legte den Grund zu dieser Italienliebe und zu einer von da ab nie mehr ganz erlöschenden Italiensehnsucht. In der Folge hat Wackernagel denn auch noch zweimal, zuletzt im Herbst 1905, Rom wieder gesehen, während einzelne kürzere Italienfahrten ihn hauptsächlich nach Venedig und an die italienischen Seen führten.

Zu weitergehendem wissenschaftlichem Verfolgen der italienischen Eindrücke und Anregungen hat Wackernagel leider keine Möglichkeit gefunden. Daß er solche Studien aber zu Zeiten ernstlich geplant und herbeigewünscht, auch einzelnes schon näher ins Auge gefaßt hat, daß er jedenfalls mit einer nur stimmungsmäßigen Schwärmerei für Italien sich nicht begnügen mochte, davon zeugen die ungewöhnlich sorgsam ausgebauten italienischen Abteilungen seiner Biblio-

thet und Kunstblätterammlung (wovon unten noch die Rede sein soll); von dem Wohlfahrtswerk „Pro Italia“ aber, als einer praktischen Dankbarkeitsbezeugung für das von Italien Empfangene, wurde bereits berichtet.

Diese italienischen und deutschen Sympathien und der ausgeprägte baslerische Lokalpatriotismus Wackernagels haben aber doch einem wärmeren Empfinden für das weitere Schweizer Vaterland keineswegs im Wege gestanden. Wenn er auch bisweilen mit der keizerischen Frage zu spielen wagte, ob nicht die freie Reichsstadt Basel durch ihren Anschluß an die Schweizer Eidgenossen vielleicht auch manche Entwicklungsmöglichkeit wirtschaftlicher und politischer Art eingebüßt habe, so ist doch seine Festspiel-dichtung zur Bundesfeier 1901 aus der ehrlichen und freudigen Überzeugung erwachsen, daß jene Eingliederung der Basler Stadtrepublik in das allgemeine Schweizertum für die erstere nicht nur Hingabe und Preisgabe, sondern auch ein starker und positiver Gewinn gewesen ist. Und dann mußte doch gerade das bewußte Kultivieren der eigenen städtischen Besonderheit, wie es jedem Basler im Blute steckt, zugleich eine besonders geschärfte und sympathetische Empfänglichkeit wecken für all das individuelle und bodenständig verharrende Wesen, wie es auch in anderen Schweizer Städten und Landschaftsgebieten sich erhalten hat. So hat er auch auf sommerlichen Erholungsreisen und Ferienaufenthalten manche Teile der inneren Schweiz näher kennen und lieben gelernt, vom Genfersee und den Walliserthälern bis nach Graubünden hinauf, und vom Solothurner Jura bis zu dem, um seiner italienischen Färbung willen, besonders willkommenen Tessin. In ganz unmittelbarer, heimatlich inniger Verbundenheit fühlte er sich aber mit einzelnen Örtlichkeiten des Baslerbietes Landes verwachsen. So vor allem mit dem alten Kloster und nachmaligen Spitalgut Schönthal bei Langenbruck, wo die starke landschaftliche und historische Stimmung einer ungewöhnlich



Der Wentenhof-Garten

reizvollen Situation für ihn zugleich mit so manchen bis in die eigene Jugend zurückreichenden Erinnerungen zusammenklagen. Wackernagel hat den seltsamen Zauber dieser in eine grüne Talmulde eingebetteten, von waldigen, felsbegrüntem Jurahöhen und einsamen Viehweiden umrahmten, so vielfältig anregungsreichen Stätte, in wiederholten Ansätzen (schon in den 1890er Jahren) auch literarisch zu gestalten unternommen — in kleinen Skizzen und in der umfangreichen, aber nicht vollendeten „Schönthal-Novelle“. Er ist noch in den letzten Lebensjahren immer wieder zu kürzeren Herbstferien im Schönthal eingekehrt, das inzwischen Besitztum seines Bruders geworden war; als Zeichen des Dankes für die hier genossene brüderliche Gastfreundschaft entstand im Winter 1923/24 die auf archivalischem Material aufgebaute, kurz gefaßte „Geschichte des Schönthals“, deren noch ungedrucktes, aber vollkommen druckfertiges Manuskript Wackernagels letzte abgeschlossene Arbeit darstellt.

Persönlichkeit und private Interessenskreise.

Die Schilderung des äußeren Lebens, seiner Schauplätze und Umstände, seiner Aufgaben und Tätigkeitsziele mußte, in den vorangehenden Abschnitten dieser Darstellung, schon verschiedentlich auf gewisse Komplexe von Wackernagels innerem, geistigem Leben Bezug nehmen, die zunächst nur für dieses, im persönlich-privaten Bereich, vielfach aber auch nach außen hin, im geselligen, öffentlichen Hervortreten wirksam geworden sind. Im folgenden soll nun diesen inneren Triebkräften, Veranlagungen und Interessensrichtungen noch so weit nachgegangen werden, daß das Bild von Wackernagels geistiger Persönlichkeit in seinen eigenartig geformten Umrissen und vielfältig zusammengesetzten Inhalten deutlicher übersehbar werde.

Wir können dabei zunächst auf einige Zettel mit knapp skizzierten autobiographischen Notizen zurückgreifen — woraus

oben schon einiges mitgeteilt wurde. Zunächst ein Rückblick auf die reiferen Jugendjahre, die mit der Doktorpromotion des 22-Jährigen und der unmittelbar anschließenden, zunächst probeweisen Beamtung am Staatsarchiv abgeschlossen.

„Anlässlich der Confirmation von Gertrud Boverlin (einer Enkelin, 1924) Erinnerung an die meinige im Dezember 1871. Dann im Dezember 1877 mein Doctorat und Staatsarchivariat.

Ungeheure Bedeutung dieser frühen Jugendjahre. Dieser sechs Jahre, so reich und so vorwärtsbringend wie kein anderer Zeitraum im Leben. In der Schule und außer ihr. Man lernt die großen Dichter und Historiker usw. kennen, man wird Student und geistiger (Freiherr)? Lebensbestrebungen, Lebensziele zeigen sich. Unendlich viel Neues. Bewußtwerden der Männlichkeit, der Persönlichkeit. Schriftsteller, Dichter. Zuletzt Doctorat und Amt, und Ausblick auf eine grenzenlose Bahn. Gefühl höchster Kraft, stärksten Feuers. Alles in sechs Jahren!“

(Dazu auf einem andern Zettel:)

„1873/75. Überselige Nächte. Blick auf den DeWettegarten, im Finstern, die rauschenden, spielenden Springbrunnen, der Duft. Mondschein.

Damals Goethe, eigene erste Poesien (ins Feuer damit). Wappenbuch wie Jacques in den Züricher Novellen. Geschichte und Jus. Autorenreihe durchgerast, nachts im Bett.“

Ein weiteres Blatt, wohl aus einem anderen Zeitpunkt, greift nochmals auf die voranstehenden Andeutungen zurück — wieder mit dem selbstironischen Hinweis auf die Kellersche Figur aus der Rahmenerzählung der Züricher Novellen —, um sodann die ganze Lebensvorbereitung auf das große Basler Geschichtswerk zu überblicken.

„Sanctus amor patriae dat animum.

Hier auch mein Ausgangspunkt. Notizen sammeln, aus Literatur, Wappen und Bilderbuch usw. Art des Herrn

Jacques in den Zürcher Novellen. Alles neben den unfreundlichen Pandekten.

Ein Feuilleton aus dem alten Basel macht Gottlieb Bischoff aufmerksam.

Dann die großen Umwege über Archivarbeit von 40 Jahren. Edition von Basler Urkundenbuch und anderem. 20 Jahre Regierungssekretariat. Festspiele und andere Poesie.

Einleben in Jakob Burckhardt und andere Mächtige. (Neben den vorstehenden Zeilen:) Mannigfache Zubereitung des Historikers hierdurch.

— Entschluß der Basler Geschichte im Jahre 1901. Alle Schriftsteller-Liebe und Kraft hierauf allein gesammelt.“

Wir wenden uns hiernach den stark akzentuierten antiquarisch-kunstgeschichtlichen Neigungen des Baslers Historikers zu, die in den eben zitierten Notizblättern ja auch gestreift werden, und von denen weiter oben schon da und dort die Rede war. Zu betonen bleibt zunächst noch, daß dieses von Anfang an und immer wieder hervortretende Interesse an den alten Bau- und Kunstdenkmälern Basels, diese Objekte in erster Linie wohl als besondere Gattung geschichtlicher Dokumente anerkannte, aus denen für die historische Forschung in vielen Fällen nicht minder wertvolle Aufschlüsse zu gewinnen seien, als aus den Urkunden der Archive und anderen literarischen Zeugnissen der Vergangenheit.

Aber auch dem rein künstlerischen Wert und Reiz dieser monumentalen Geschichtsquellen brachte der Schüler Jakob Burckhardts die wärmste Aufnahmefähigkeit entgegen.

So war es ihm Ehrenpflicht und Herzenssache zugleich, für die von seinem Vater einstmals (1856) begründete „Mittelalterliche Sammlung“ lange Jahre hindurch mit unablässig eifrigem Bemühen sich einzusetzen. An dem stetig fortschreitenden, äußerlich wie innerlich so stattlich

sich entfaltenden Ausbau dieses Instituts und dessen schließlicher Überführung in seine neue prächtige Heimstatt, die noch in letzter Stunde vor dem Abbruch gerettete Barfüßerkirche, gebührt ihm ein wesentlicher Anteil. Es muß denn auch ein Augenblick freudigster Genugtuung für Wackernagel gewesen sein, als dieses Ziel endlich erreicht war, das gleichzeitig die Erhaltung und Wiederherstellung eines edlen Hauptwerkes baslerischer Gotik und die Eingliederung der nun zum „Historischen Museum“ ausgereiften Altertümersammlung in diesen wahrhaft idealen räumlichen Rahmen bedeutete. Schon im Herbst 1887 hatte Wackernagel in einem Vortrag der Historischen Gesellschaft über „Die Erhaltung vaterländischer Altertümer in Basel“ (abgedruckt in Basler Jahrbuch 1888) erstmals dieses Ziel aufgestellt und dabei nicht ohne gerechte Bitterkeit all der Versäumnisse gedacht, deren Basel früherhin, in bezug auf die Pflege heimatlicher Erbstücke der Vergangenheit, sich schuldig gemacht habe. Jetzt aber, in seiner Festrede bei der Eröffnungsfeier des Historischen Museums (21. April 1894), konnte dasselbe Thema auf den Grundton gehobener Freude und schönster Zukunftshoffnungen umgestimmt werden. Seine fachliche Qualifikation aber, um in diesen Angelegenheiten als Vorkämpfer auftreten zu dürfen, hatte Wackernagel durch verschiedene Aufsätze und größere Publikationen antiquarischer und kunstgeschichtlicher Natur schon vordem genugsam erwiesen, denen er auch späterhin noch manches derart folgen ließ. Ausdrücklich erwähnt seien in diesem Zusammenhang nur seine Mitarbeit an den großen Monographien über das Basler Rathaus (1886) und die Baugeschichte des Münsters (1895), einzelne Beiträge zur Geschichte der Glasmalerei in Basel (auch dies übrigens ein Gebiet, auf dem er an väterliche Tradition anknüpfte), dann der aufschlußreiche Vortrag über den Stifter der Solothurner Madonna S. Holbeins, und endlich die mit besonderer Liebe durchgeführten, auch mancherlei neues Material

darbietenden kunstgeschichtlichen Abschnitte im 2. und 3. Bande der Basler Geschichte.

Auch Wackernagels eigene, schon als Student begonnene und jahrzehntelang fortgesetzte Sammeltätigkeit hat sich anfänglich vor allem auf ältere Basler Stadtansichten, Abbildungen baslerischer Bauten und dgl. erstreckt. Es entstand so im Laufe der Zeit jene umfangreiche, sorgsam geordnete und katalogisierte Sammlung topographischen, wie lokal-kunstgeschichtlichen Bildermaterials, dessen ergiebige Brauchbarkeit für alle möglichen Interessen und Forschungen Wackernagel selbst so vielfach hatte erproben können, daß er diese Schätze nicht länger einer allgemeinen Benutzung glaubte vorenthalten zu sollen. Beim Bezug des neuen Archivgebäudes entschloß er sich denn, im November 1899, die ganze, damals über 2400 Blatt umfassende Sammlung — die in 16 Abteilungen systematisch geordnet, auf starke Folioblätter sauber aufgeklebt und in Mappen verwahrt war —, dem Staatsarchiv als Geschenk zu überweisen, mit der Bedingung nur, daß sie dort dauernd verbleiben und mit einem staatlichen Kredit von jährlich Fr. 300.— planmäßig weitergeführt werden solle. Diese Schenkung wurde, trotz der anhaftenden kleinen Belastung des Budgets, von der Regierung mit Freude und Dank angenommen, und so bildet nun die seitdem mit einem erhöhten Jahresetat dotierte und wohl auf das Zehnfache ihres Übernahmebestandes angewachsene Bildersammlung, zusammen mit den durch seine Bemühung nachträglich noch hinzugekommenen, nicht minder schätzenswerten Seitenzweigen — der Sammlung photographischer Negative baslerischer Aufnahmen, dem Planarchiv und der Sammlung von Siegelabgüssen, eine ausgedehnte, vielbenützte Sonderabteilung des Staatsarchivs, um deren Vorhandensein und reichen Ausbau wohl manches andere Archiv unsere Stadt beneiden kann.

Bei seiner Basler Bildersammlung mußte, nach deren erstem Sinn und Zweck, das topographische und archäolo-

gische Interesse für die Zusammenstellung vorherrschend sein; doch war es für Wackernagel eine besondere Freude, ihr auch eine Anzahl Blätter von künstlerischem Eigenwert einfügen zu können. Solche ästhetische und kunstgeschichtliche Qualitäten waren dann aber das ausschlaggebende Moment bei der Anlage anderer Teile seiner privaten graphischen Sammlung: alte Schweizeransichten in kolorierten Kupferstichen von Aberli u. a., Radierungen von Sal. Gessner, besonders die schließlich zu stattlichem Umfang angewachsenen Mappen „Mathäus Merian“ und „Chodowiecki“, zu deren Aufnähme er Jahre hindurch mit viel Eifer und Glück, aber geringem Geldaufwand überallhin seine Nachforschungen betrieb.

Endlich aber — und das darf nach dem vorstehend Angeführten eher überraschen — die Ausdehnung von Wackernagels sonst vorwiegend historisch eingestelltem Kunstinteresse auf eine zeitgenössisch moderne, und zwar eine damals noch sehr umstrittene Erscheinung, auf Arnold Böcklin. Bekanntlich hatte schon Rudolf Wackernagels Vater in den 1840er Jahren durch seine Fürsprache dem großen Basler Meister den Zugang zur Künstlerlaufbahn geebnet und ihm auch in späterer Zeit noch bei den Aufträgen für die Öffentliche Kunstsammlung die Stange gehalten; seitdem aber hatte sich Böcklins Kunst in der kühnen Eigenart ihrer Entwicklungsreise so weit von allem Zeitgemäßen und unmittelbar Ansprechenden entfernt, daß auch in Basel nur ein verhältnismäßig enger Kreis von Getreuen ihm weiterhin zu folgen bereit war. In diesem Kreise aber betätigte Wilhelm Wackernagels Sohn sich als einer der unentwegtesten Verfechter der sonst so vielfach verkannten und verspotteten Böcklinschen Kunst. Ihm waren auch zwei kleine Originalbilder Böcklins aus dem Nachlaß seines Vaters zugefallen — dem Böcklin selbst sie seinerzeit zum Geschenk gemacht —, eine Landschaft mit Gewitterhimmel aus dem Jahre 1849, und die „Frühling“ betitelte liegende

Nymphe unter dem Rosenbusch (1861). Letzteres Gemälde hatte Wackernagel schon in seiner Studentenzeiſt auf dem Dachboden des Brunnigäſleinhauses aufgefunden und es von ſeiner Mutter, der es des Gegenſtands wegen nicht ſympathiſch war, ſich ausliefern laſſen. Jahrzehnte hindurch blieb dies graziöſe, poeſievolle Bild der ſchönſte Schmuck ſeines Wohnzimmers, und erſt einige Jahre vor ſeinem Tode hat er es ans Muſeum abgetreten, um aus dem Verkaufserlös gewiſſe bauliche Arbeiten auf dem Wenkenhof beſtreiten zu können. Daß in Wackernagels Bibliothek auch die Literatur über Böcklin nahezu vollſtändig vorhanden war, einſchließlich des monumentalen Bruckmannſchen Mappenwerks, verſteht ſich bei ſeinem intensiven Intereſſe an Böcklins Perſönlichkeit und Kunſt faſt von ſelbſt. Aber auch nach der dichterischen Seite hat Böcklin ihn begreiflichermaßen lebhaft angeregt, wovon eine erſt aus dem literariſchen Nachlaß ans Licht getretene, nicht ganz vollendete „Böcklin-Novelle“ und das zum Baſler Böcklin-Jubiläum von 1897 im Stadttheater aufgeführte Böcklin-Feſtſpiel Zeugnis geben. Auch die Textdichtung für Hans Hubers Oper „Weltfrühling“ (1893) erſcheint vor allem vom Geiſte der Böcklinſchen Phantaſiewelt erfüllt.

Die neuere Entwicklung der Schweizer Malerei, von Böcklin zu Hodler und weiter, mitzumachen, hat er ſich dann freilich nicht mehr entſchließen können, wie er überhaupt an der ganzen jüngereren Gegenwartskunſt nur mehr einen bedingten Anteil nehmen mochte. Auch dem Baſler Kunſtverein gehörte er nicht an. Aber daß er durch ſeine Tochter Lili einen tüchtigen Pfälzer Maler — Adoſf Reſler — zum Schwiegerſohn bekam, das war ihm doch eine aufrichtige Freude und hat auch ſein Verhältnis zur modernen bildenden Kunſt überhaupt neu belebt.

Als Schüler Jakob Burckhardts blieb ihm aber doch unmittelbar natürlich nur eine irgendwie an der Renaissancekunſt Italiens orientierte Äſthetik, und auch das früher,

zur Zeit seiner aktiven Arbeit für das Historische Museum, so lebhaftes Interesse an mittelalterlichen Denkmälern, wurde in späteren Jahren, seitdem er die bezwingende Wirkung italienischer Kunst im Lande selbst hatte empfangen dürfen, mehr und mehr zurückgedrängt. Die etwa seit den Kriegsjahren bei der ganzen jüngeren Generation sich durchsetzende, radikale Abgabe an das antike und Renaissanceideal mußte ihm unverstänlich erscheinen. Für ihn waren eben auch italienische Landschaft und italienische Kunst ein in sich verwachsenes Gesamterlebnis von mehr als nur ästhetischer Beglückung geworden.

Und dieses sehnsuchtsvolle Verhältnis zu Italien hat sich denn — wie schon angedeutet — auch im Ausbau seiner Kunstsammlung und seiner Bücherei zur Geltung gebracht. Originalwerke italienischer Meister zu erwerben, schien ihm freilich unmöglich, aber eine ganze Anzahl klassischer Repliken nach Bildhauerwerken der Antike und Renaissance — darunter als stattlichste, der ihm von den Genossen seiner ersten Romreise schon damals geschenkte große Gipsabguss des Eros von Praxiteles — treten uns noch heute, fast so beherrschend wie im Goethehaus in Weimar, überall in den Räumen des Wenkenhofes entgegen. Auch an photographischen Ansichten aus Rom und anderen Städten Italiens, guten Einzelaufnahmen nach Werken italienischer Kunst usw. wurde vieles zusammengebracht; in den Schubfächern des „Kunstschrankes“ und einer großen „Italienmappe“ sammelte sich überdies im Laufe der Zeit ein prächtiges Material älterer graphischer Einzelblätter und Bilderfolgen an; vor allem römische Darstellungen, worin auch die geschätztesten Stechernamen aus diesem Gebiet, Piranesi, Pinelli, Rosini u. a. ausgiebige Vertretung fanden. Manches davon bekam als wirkungsvoller Wandschmuck im Hause seinen Platz, und noch heute bewahrt z. B. das gemütliche alte Esszimmer des Wenkenhofs sein einheitlich stilvolles Inventar alter Kupferstiche aus Rom und der römischen Landschaft.

Diesem durch Wackernagels Sammeleifer dem Wenken zugebrachten italienischen Bilderbestand fügten sich im übernommenen Wenkenbesitz harmonisch an einige Kunstandenken aus dem frühen römischen Aufenthalt der Schwiegereltern Burckhardt (1845—1847), darunter ein paar zarte Ölbildchen aus den Albanerbergen und ein großes Album voller Zeichnungen und Aquarelle der Künstlerfreunde, die an manchem römischen Abend im gastlichen Hause Burckhardt an Via Gregoriana sich zu versammeln pflegten. Dann aber, aus einer viel älteren Tradition des Wenkenhofs herrührend, einige graphische Prachtstücke größten Formates, die einstmals wohl, vielleicht schon in der Zäslinschen oder Merianschen Zeit (vgl. R. Wackernagel, Gesch. des Wenkenhofes, B. Jahrb. 26 S. 105), an den breiten Wandflächen des Unteren (jetzt Clavelschen) Wenkenhofes geprengt hatten, und die von Wackernagel eines schönen Tages auf dem Dachboden seines Hauses, aufgerollt, unter einer dicken Schicht von Staub und Fledermaus-Excrementen, waren aufgefunden worden. Was hier so unvermutet ans Licht trat und dann zunächst im Brunngäßlein, hernach aber wieder auf dem Wenkenhof aufgehängt wurde, war einerseits wiederum ein römisches Dokument: der klassische Komplan der Winkelmannschen Ara von G. B. Nolli (1748), andererseits der riesige, wundervoll detaillierte Vogelschauprosppekt von Paris, „Gravé sous les ordres . . de Messire Turgot“ (1734—1739), und einige große, gleichfalls mit den amüsantesten Einzelheiten ausgestattete Darstellungen französischer Kriegsereignisse des 17. Jahrhunderts von dem bekannten Stecher Jacques Callot.

Auf die italienischen Abteilungen von Wackernagels umfangreicher Bibliothek wurde bereits hingewiesen. Sie umfaßten einerseits die mit liebevoll beharrlichem Bemühen zusammengebrachte reichhaltige Sammlung älterer und neuerer Literatur über Italien und insbesondere über Rom, von den alten Mirabilia und den Guiden des 16. Jahrhun-

derts bis zu den Baedekern, modernen Reiseschriftstellern und andern Darstellungen der heutigen Zustände Italiens. Als Ganzes ein höchst schätzbares, manche bibliophile oder bibliographische Kostbarkeit in sich schließendes Dokumentenmaterial zur Geschichte des Italienreisens, des Italienstudiums und der Italienliebe der letzten vier Jahrhunderte. Andererseits aber eine nicht minder inhaltreiche und wertvolle Auslese aus dem italienischen Schrifttum historischer wie schöngeistiger Art, von Dante und seinen Zeitgenossen bis zu D'Annunzio, Fogazzaro u. a. modernen Autoren, worunter namentlich die Briefliteratur der Renaissancezeit eine so ausgiebig vertretene Sparte ausmacht, daß schon daraus der eine Zeitlang verfolgte Plan Wackernagels erkennbar wird, diese unmittelbaren Äußerungen einer großen Gruppe italienischer Autoren zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung zu machen. Doch ist dieses Vorhaben, ebenso wie der Gedanke an eine Schrift über das italienische Landhausleben der Renaissance- und Barockzeit über erste vorläufige Skizzierungen nicht hinausgegangen. Bedauerlich genug! Denn die durchaus persönliche Ausgestaltung und Kultur des eigenen Landhauslebens und der persönliche Stil des eigenen Briefeschreibens wären hier — wie sie ihn zu solchen Themen hinführten — auch Gewähr für deren wirklich lebensvoll vertiefte Durchführung gewesen. Aus früheren, vorwiegend poetisch gerichteten Lebensjahren Wackernagels entstammt sodann ein anderer, besonders ansehnlicher und schätzbarer Teil seiner Büchersammlung, die Literatur der deutschen Romantik. Es sind zierliche, kostbare Erstausgaben größtenteils, die Wackernagel noch rechtzeitig, bevor das allgemeiner einsetzende bibliophile Interesse für diese heute so besonders begehrte Gattung die Antiquariatspreise in die Höhe trieb, mit passioniertem Spürsinn und echtem Sammlerglück von überall her billig zusammenbrachte.

Niemals aber, und auch hierbei nicht, dem bloßen Besitz um des Besitzes willen galt dieser Sammeleifer. Es

war die ganz unmittelbare geistige Aneignung und Auswertung solcher Schätze, um die es Wackernagel zu tun war und die er mit Recht nur vom persönlichen Zueigenhaben und vom ständigen Umgang mit gewissen Büchern und Kunstwerken sich versprechen durfte. Bücher, denen man Wesentliches zu verdanken hat, für die eigene Hausbibliothek zu erwerben, erschien ihm geradezu als Pflicht. Die eigene Lebensanschauung und Lebenshaltung und das ganze Dichtertum Wackernagels hatten denn auch offenbar von allem Anfang an entscheidende Triebkräfte aus dem intimen Vertrautsein mit der romantischen Dichterwelt empfangen. Also daß sein eigenes literarisches Schaffen, wie sein bibliophiles Sammelinteresse Wackernagel als einen frühzeitigen Vorkämpfer der erst in den 1890er Jahren allgemeiner hervortretenden „neuromantischen Bewegung“ zu erkennen geben. Späterhin freilich traten dann mehr und mehr die kraftvollen Gestalten der neueren Schweizerdichter, Keller, C. F. Meyer, Gotthelf in den Vordergrund, und auch die zeitgenössische Literatur, deutsche wie ausländische, verfolgte er, wenigstens in einzelnen namhaften Erscheinungen, mit lebhafter Sympathie und Interessiertheit. Daher die ausgiebige Vertretung etwa der älteren Werke Gerhard Hauptmanns, Hofmannsthals, Stefan Georges auf den belletristischen Fächern seiner Bibliothek. Hermann Hesse aber, der seit seiner ersten Buchhändlerzeit — auf Grund älterer Beziehungen seiner eigenen Eltern zum Hause Wackernagel — im Brunngäßlein und Wenkenhof zwanglos aus- und einging, hat dann natürlich auch fast seine sämtlichen früheren Arbeiten, in ihren seither selten gewordenen Erstausgaben, wie auch einzelne kleine Gedichtheftchen in eigenen handschriftlichen Mitteilungen der Wackernagelschen Bibliothek zugeführt. Eine seiner Novellen aus jener Zeit „Die Nacht auf Wenkenhof“ (Erstdruck in der „Jugend“ 1905 Nr. 3), vermittelt ein sehr anschauliches, freilich etwas romantisch ausgespon-

nenes Stimmungsbild aus dem damaligen freundschaftlichen Verkehr. —

Im höheren Alter konzentrierte sich dann Wackernagels Beschäftigung mit schöner Literatur immer mehr um das Werk Goethes, dessen Bestand und weiteren Umkreis er, als Mitglied der Weimarer Goethe-Gesellschaft, in erschöpfender Vollständigkeit seiner Bibliothek als einen ihrer Ecksteine eingebaut hatte. Goethe, und daneben etwa noch Mörike, diese Namen allein waren es, die für ihn aus dem schönggeistigen Bereich noch bis in die letzte Krankheitszeit hinein ungeminderte Geltung und Lebenskraft bewahrt hatten. Das heißt aber, daß eben in dieser Richtung, in einer durch diese Geister am vollkommensten verkörperten Sphäre, die wesentlichen Zielpunkte, die alles überdauernde, zentrale Kernsubstanz der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Ideale und geistigen Lebensnormen, ihm selbst immer bewußter erkennbar, verankert lagen.

Wenn wir zum Schluß aber diese Kernsubstanz der Persönlichkeit und deren Auswirkungen im Leben und Lebenswerk Rudolf Wackernagels näher zu erkennen und zu umreißen versuchen, so tritt uns als oberstes Gesetz und Ausgangspunkt seines gesamten Denkens und Handelns die Überzeugung von der unbedingten Suprematie des Geistigen über alle anderen Werte entgegen. Und das war es auch, was bei Andern aus dem Verkehr mit ihm einen so besonders starken Eindruck hinterließ. „Wie er so stetig aus dem Geistigen heraus ins Geistige wirkte“ — schrieben nahestehende Freunde nach seinem Tode —, „das war uns immer Stärkung, Vorbild, Ansporn. Jeder Besuch eine innere Erquickung.“

Dieses Geistige aber erkannte und verfolgte er nicht nur in der Welt wissenschaftlicher Forschung, sondern ebenso sehr in der Welt des Dichterischen, allgemeiner gesagt des Künstlerischen. Und zwar nicht sowohl in einer irgendwie abwechselnden Hinneigung nach der einen oder anderen

dieser Sphären, vielmehr mit dem Ziel einer möglichst innigen wechselseitigen Durchdringung beider. Wie dies dem auch in der von mancher Seite besonders hervorgehobenen, ungewöhnlich kultivierten literarischen Form seines geschichtlichen Hauptwerks, in der lebensvollen poetischen Vorstellungskraft seiner historiographischen Schilderungen, andererseits in den geschichtlichen Novellen und den dramatischen Dichtungen lokalhistorischen Inhalts sich auf das Schönste verwirklicht hat.

Wenn aber die künstlerisch freie Lebenshaltung manche minder gefestigte Persönlichkeit ins triebhaft Ungebundene oder in ein rein genießerisch rezeptives Verhalten hineingezogen hätte, so empfing Wackernagel gerade von der künstlerischen Seite seiner Natur her die aktiven Antriebe zu streng geläuterter Formgebung und harmonischem Ausgleich; nicht für den sprachlichen Ausdruck allein, sondern ganz allgemein für die eigene Lebensgestaltung bis ins Einzelne hinein und die Ausbildung seines gesamten geistig charakteristischen Wesens. Wenn er dabei einerseits stets verstanden hat, alles seiner Natur nicht Gemäße mit klarster Entschiedenheit von sich fernzuhalten, so war es ihm andererseits auch gegeben, im ganzen Gehaben und Gebaren seinen eigenen, durchaus persönlichen Stil auszuprägen: eine schlichte formsichere Würde, mit der zugleich ein ruhevoll gelöstes, oft erfrischend heiteres Wesen sich ganz ungezwungen verband. Solchen Eigenschaften aber gesellte sich — und gewiß nicht zufällig, vielmehr als deren eigentliche Voraussetzung und Grundlage — ein höchst geschärftes, willensstarkes Pflichtgefühl allen Standes- und Berufsaufgaben gegenüber. Daher also, in der geistigen Betätigung, die ihm gewiß nicht leicht gewordene, gewaltsame Unterdrückung der dichterischen Produktion, während der späteren Lebensjahre, um der nun den Einsatz aller Kräfte fordernden geschichtlichen Aufgabe willen. Daher auch jene straffe Selbstzucht im leiblich-alltäglichen Verhalten, der alle Be-

quemlichkeit, alles körperliche Sichgehenlassen fast als moralisch minderwertig erschien. Er hatte es sich zum Grundsatz gemacht, die äußeren Hemmungen und Beschwernisse, die sein Gebrechen ihm auferlegte, soweit als möglich zu ignorieren, und empfand auch nichts unangenehmer, als wenn Andere auf seinen Zustand glaubten anspielen und Rücksicht nehmen zu sollen. Wie er sich damit abfand, das sollte allein seine Sache sein. Welchen Grad von Überwindung und Energieaufwand es ihn tatsächlich gekostet haben mag, seinem Körper immer wieder das äußerst Mögliche abzuwingen, werden ja auch andere, gesunde Menschen kaum ermessen können.

Rein Wunder, daß so scharf ausgeprägte innere Wesenszüge auch in der äußeren Erscheinung in besonders eindrucklicher Weise sich zu erkennen gaben. So schrieb Heinrich Wölfflin in seinem Kondolenzbrief an die Witwe: „Wenn ich mir Rudolf Wackernagel vergegenwärtige, . . . so sehe ich immer jenes wundervolle Aufleuchten der Augen, das ich bei keinem andern Menschen je so gesehen habe. Es ist mir zum eigentlichen Symbol der Gewalt des Geistigen über das Vergängliche und Gebrechliche der Leiber geworden.“ Und eine ähnliche Wendung finden wir im Briefe eines jüngeren Freundes: „ . . . Sein leuchtendes Gesicht, Augen von einer strahlenden Kraft und Reinheit, wie sie sonst kein Mensch besaß, und ein Ausdruck von unbeschreiblicher Güte.“ —

Auch dies letztere durfte nicht unerwähnt bleiben. Denn jene Strenge gegen sich selbst, die notwendig auch den Maßstab für alle Anforderungen an Andere abgab, fand ihre Ergänzung in einer Empfindungsweise, die — wie oben geschildert — im Familienleben, im freundschaftlich-geselligen Umgang, im aufopfernden sozialen Wirken aller Art immer wieder ihre weichsten Seiten offenbart hat.

Davon werden die bei anderer Gelegenheit zu veröffentlichen Briefauszüge noch mancherlei zu erkennen

geben. Die seelische Grundkraft aber, aus der solche stete Bereitschaft zur Hingabe und Hilfeleistung ihren eigentlichen Ursprung nahm, die tiefe, positiv christliche Religiosität, wurde — bei aller natürlichen Scheu vor unmittelbarer Aussprache — doch allen ihm Näherstehenden unmißverständlich genug verspürbar. Als ein Christentum von entschieden protestantischer Überzeugung, von protestantisch freiem Ethos und durchaus persönlicher Eigenform, das aber ohne konfessionelle Überheblichkeit auch den Katholizismus, in der historischen Ehrwürdigkeit seiner Traditionen und der Schönheit seiner Kultusformen — unter gewissen Vorbehalten — objektiv anzuerkennen und zu würdigen vermochte.

Allein wichtig und entscheidend erschien ihm eben nicht so sehr das die Konfessionen Unterscheidende, als das ihnen beiden Gemeinsame: die übernatürlichen Offenbarungstatsachen des einen christlichen Glaubens. Und ein ruhevoll gläubiges Vertrauen auf diese Kernwahrheiten der christlichen Heilslehre war es, worin er „den Grund gefunden“ hatte, im Leben und im Sterben.